

Sächsische

6

A

6353

Landesbibl.

RS.S.

971370A  

---

4.50

Erne Ausgabe

EBERHARD  
FRICKER

Reisel

S. 124

*Reise*

Reinhold-Schneider-Sammlung

---

der Sächsischen Landesbibliothek  
übereignet von  
Eberhard Frickers Erben  
1991

7





SCHNEIDER · DAS ERDBEBEN





REINHOLD SCHNEIDER

✓  
DAS ERDBEBEN

~~~~~

MCMXXXII

BEI JAKOB HEGNER IN LEIPZIG



8

Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig  
[Abteilung Jakob Hegner]

# VORWORT

—



## VORWORT

---

*Wir wohnen in ererbten Häusern, sitzen an den Tischen, an denen unsere Väter saßen; noch sind die Heiligtümer verrauschter Zeit nicht ganz verblaßt, und es ist etwas in den Liedern eines versunkenen Jahrhunderts, das uns erschüttert. Noch öffnen sich aus unsern Fenstern Blicke, die wir schon hatten, ehe die große Verdunklung begann; in den Häusern und auf den Straßen gilt ein neuer Befehl, aber der Blick über die Dächer ist der alte noch immer, und an einem täuschenden Abend im Frühjahr, da es ungewiß ist, ob das Dunkel geht oder kommt, hören wir den Donner des Erdbebens nicht.*

*Aber dort unten, in unbegreiflicher Tiefe, ist längst etwas beschlossen; wieder zieht sich der Erdkern zusammen, verlagern sich die Schichten: Ebenen neuen Lebens, die zerstörend hervorbrechen wollen; Schöpfungen geschehen, die vollkommene Untergänge sind. Wir, in Europa, müßten uns auf die Zeichen verstehn; denn wenn unsere Erde am reichsten ist an Gipfeln, Tälern und Seen, wenn eine jede Höhe sich spiegelt in der Wassertiefe einer Schlucht und jede Ebene sich bricht an der Grenzscheide eines Gebirgs: so danken wir es der stürmischen Bewegtheit und dem rastlosen Verwandlungswillen unserer Erde. Es ist keine Schönheit, auf der nicht der schmerzliche Schimmer eines Untergangs liegt, und es ist kein*

*Untergang, über den nicht der schnelle Flügelschlag der Größe geht. Zerrissener ist kein Boden als dieser, der uns zufiel als Heimat: und somit als Schicksal im entscheidenden Sinn; und doch gibt es Wandereer und Heimkehrer, die für einen Tag unter den erregten Graten und Abstürzen dieser Heimat die friedvollen Jahre des Ostens und die zeitlose Mittagsstille der Steppen und südlicher Archipele glücklich entbehren.*

*So schreckt uns das Erdbeben nicht; sein Donner hallt uns vertraut; ja wir öffnen selbst voreilig die Fenster, um ihn zu hören: diese Fenster ererbter Häuser, die uns vielleicht begraben werden im Sturz. Denn wie anders sollte das Neue erscheinen, als über Opfern; es wird seine Gegner fordern und berufen: die letzten Helden gestürzter Zeit; die letzten Helden vielleicht für immer. Und wenn das Kommende, wie ein jedes Jenseits, unerforschlich, keiner Erfahrung zugänglich sich breitet, so ist nur dies eine als eine Forderung gewiß: ein heroischer Untergang als Zeugnis der Besiegten, deren Tag versank.*

*Die Tiefe grollte in allen Jahrhunderten; vielleicht wird es niemand zu sagen wagen, wann der Sturz sich zu entrollen begann und der erste Steinschlag sich löste. Das Unheil streicht erst leise über die Klaviatur, bevor es mit dem Stück beginnt: mit der tragischen Symphonie. Schon gingen Völker hin,*

*eigenste Kulturen; schon ist von manchem, ob das Leben noch dauert, der Verzicht getan auf die Macht und damit, im tiefsten Sinn, auf das Leben. So wird jeder Untergang zum Gleichnis des Künftigen; tief aus der Vergangenheit schlägt der Donner herauf, der, Berge und Meere übereilend, endlich das Haus erschüttert, in dem wir warten. Was wäre uns Portugal, hätte es diesen Sturz nicht erfahren? Es hat viele Weisheiten gelernt, an die wir nicht glaubten, als sich über uns das Wetter schon zusammenzog. Es ist Erdbebenland von Anbeginn; der Seismograph seines Schicksals beschrieb schon früh eine wilde zuckende Linie vom Aufgang über den Sieg zum Sturz. Zuletzt freilich hat es sich jener Stille des Verzichtes gefügt, die wir, in der Mitte des Erdteils, uns nicht erwünschen: selbst in zwölfter Stunde nicht.*

*Wie ein Gestirn, so spielt ein Volk im Untergang in seinen betörendsten Farben. Nun brechen sich die grellen Lichter seines Willens; aus dem Blitz verdichteter Energie wird ein Bogen, der in tausend verschmelzenden Funken die tragische Landschaft des Werdens überglänzt. Noch einmal erscheint, was war: entlassen aus dem Zwang der Form, der Richtung, haben Hoffnungen, Wünsche, erstickte Taten ihr Spiel. Da aber das Schicksal von innen kommt und nicht jünger ist als das Leben, das ihm ver-*

*fällt: so ist auch der Reflex der Gefahr in allen verschütteten, vergeudeteten Tropfen dieses letzten Spiels. Wäre die Buntheit der Gleichnisse nicht: warum sollten wir die Gleichnisse suchen? Tönte die prophetische Stimme nicht im eigensten, einmaligen Klang: wie sollte sie uns ergreifen? Auch Napoleon stand kühl vor leichenbedeckten Feldern und erschüttert vor dem Einen, der zu seinen Füßen stöhnend starb; und so rührte vielleicht der Untergang einer Welt uns weniger, als das zitternde Verhalten einer einzelnen, nicht allzumächtigen: der portugiesischen Melodie.*

*Denn der Tod ist immer die eine, einsam erfahrene Gewalt; und erst wenn sein Schatten über vertraute, nie wiederkehrende Züge geht, streift er auch uns.*



GESCHICHTE  
EINES NASHORNS

—



## GESCHICHTE EINES NASHORNS

---

**K**önig Emanuel der Glückliche von Portugal sah ärgerlich auf die Menschenmenge, die sich vor seinem Uferpalaste um die Landungsstelle drängte; auch die Verkaufsbuden, die in einem verwirrten Schwarme vor dem Schlosse standen und flämische Stoffe, östliche Teppiche, von spanischen und deutschen Bäckern hergestellte Backwaren, toledaner Waffen, in Frankreich gefaßten Schmuck und das rote rauchende Fleisch der Ochsen aus der großen flachen Einöde jenseits des Tejo unter wehenden Tüchern bargen, leerten sich und schickten Käufer und Verkäufer in den Schatten der schlaffhängenden Segel, die, als wären sie aus der Erde emporgewachsen, unmittelbar vor der niedern Mauer am Ende des Platzes langsam auf- und niederstiegen. „Ich will nicht“, rief der König heftig, „daß irgend jemand das Wundertier sieht, bevor ich es dem Volke zeige. Man soll Tücher über den Käfig werfen und ihn verdeckt in das Schloß tragen!“

Einer der Edelherren ging; der Graf von Castello Branco trat in die Fensternische: „Der Schloßhof der Könige von Portugal ist der größte Hafen der Welt; er ist das Tor Europas, durch das ein neuer Erdteil einzieht in den alten; auch das Gold in der Hand des Kaisers floß hindurch.“ — Der

König lächelte: „Macht Eure Schmeichelei wieder gut mit einem Gedanken und sagt, wie wir morgen dem Volke das Ungeheuer mit dem größten Aufsehen vorführen können.“ — Der Graf schien glücklich über diese Aufforderung: „Seit vor zwanzig Jahren Vasco da Gama zurückkam aus Calicut, gibt es nur zwei Städte in der Welt, aber schon hat Lissabon das alte Rom geschlagen. Von Brasilien wußten die Römer nichts, und kein Cäsar träumte davon, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, wie Ihr es im vergangenen Jahre tattet. Wollt Ihr nicht auch Tierspiele feiern wie die Römer? Man sagt, daß das Nashorn eines der wildesten Tiere ist und unbedenklich jeden Gegner angreift, mit dem es zusammentrifft: es wäre ein noch niemals erlebtes Schauspiel, wenn Ihr es morgen in einem geschlossenen Käfig dem Elefanten, der Euch mit der vorigen Indienflotte geschickt wurde, gegenüberstellt. Sagt ein einziges Wort, und ich werde im Fluge alles vorbereiten, was dazu nötig ist; Ihr führt die beiden Tiere morgen im Triumph durch die Hauptstadt nach dem Kampfplatz, und man wird es in der ganzen Welt erzählen, welche Kurzweil der König von Portugal veranstalten darf.“ Da er noch einen Schatten von Bedenklichkeit auf dem Antlitz des Königs sah, fügte der Graf rasch hinzu: „Natürlich

werde ich nicht vergessen, die Gesandten zu laden; dann mag der Spanier seinem kaiserlichen König Karl von Spanien und Deutschland diesen wohlgespitzten Dorn auf eine angenehme Art ins Fleisch treiben, und Franz von Frankreich ärgert sich von neuem über den Vorsprung, den Ihr an seinen geliebten Kuriositäten habt.“

Nun war der König entzückt: „Ich will nicht wissen, was in der ersten Schatztruhe steckt, die man jetzt eben hereinträgt; aber Ihr sollt gleich gehen und nachsehn und drei volle Hände daraus greifen“, und im Selbstgespräch fügte er, während der Graf hinausging, hinzu: „Das Gold ist es nicht, das unsern Namen erhält; aber vielleicht ist es die Art, wie wir es verschenken.“

Inzwischen wurde im Schutz der Palastwache ein gewaltiger, von grauen Tüchern umhüllter Würfel auf glatten Baumstämmen über den Platz hinweg zum Schlosse gerollt; die Zuschauer folgten gleichzeitig zudringlich und zaghaft, herantretend und wieder zurückweichend, bis das Holz auf den Steinplatten knirschte, die das Gebäude umsäumten, und standen noch immer, als längst die Gewölbe und Treppen im Innern dröhnten von der widerwillig sich fortbewegenden Last und die eisenbeschlagenen Flügel des Portals sich wieder zusammengefaltet hatten.

Rasch aus der Tür tretend, traf der König den Edelherrn Francisco d'Andrade, der sich mit angstverzerrem Gesicht vor ihm verneigte. Emanuel erriet sofort seine Furcht: „Wollt Ihr nicht mitkommen und das Untier betrachten? Oder fürchtet Ihr Euch vor ihm?“ — „Ich muß gestehn, ich bin ein wenig schreckhaft geworden, seit wir auf der letzten Reise nach Frankreich in den Pyrenäen von Bären angefallen wurden“, stammelte der Edelherr, ohne das Zittern seiner dünnen Gestalt verbergen zu können. In diesem Augenblick erbebten alle Gewölbe vom Fall einer gewaltigen Masse; offenbar hatten die Matrosen, die mit ihrer Last am Bestimmungsort angekommen sein mußten, die Baumstämme unter dem niederstürzenden Gewichte hervorgezogen. Unter dem plötzlich heraufschlagenden Lärm knickte Francisco d'Andrade zusammen, als habe man ihm selbst die ganze Last des grauen Würfels auf die Schultern geworfen. Der König sah es lächelnd, dann fragte er Francisco, ob er sich auch in der Gegenwart seines Königs vor dem verrufenen Ungetüm fürchte, und befahl ihm mit dieser Frage zu folgen. Sie eilten durch die breiten, von Splintern des zerriebenen Holzes besäten Gänge des Erdgeschosses und traten in eine verödete Halle, aus deren Schatten sich die Kontur des gefürchteten

Würfels hob; das graue Licht ließ noch immer nicht mehr erkennen als den Umriß. Als sie davorstanden, hörten sie aus dem Innern des umspannten Gehäuses ein Brausen, als ob sich der Wind in einem Segeltuch verfangen habe; unten, nahe den Steinplatten des Bodens, ging die schwere Leinwand langsam vor und zurück.

Für ein paar Augenblicke genoß der König die Furcht des armen Edelherrn; dann griff er selbst das Tuch an und warf nicht ohne Anstrengung den unteren Zipfel auf das Dach des Käfigs. Hinter rohbehauenen Balken aus fremdem Holz, die von dicken Eisenklammern zusammengehalten waren, zeichnete sich unsicher eine unförmige Masse ab; die Linien lösten sich aus einem riesenhaften, fast nicht begrenzten Halbrund und liefen vorn entschieden und spitz einander zu. Knapp vor ihrem Zusammentreffen sprangen zwei unruhige gelbliche Funken aus ihnen hervor. Der heranströmende Luftzug und das hellere Dämmern, vielleicht aber auch die Witterung animalischer Nähe brachten den Klotz in Bewegung: er richtete sich pustend auf seine niedern Beine und ließ die beiden suchenden Funken aufwärts den Bäumen folgen, so daß über die beiden Männer in der kühlen Halle eine überraschende Welle dampfenden Lebens ging. Emanuel hielt diesem

Strome die weiche, etwas schlaffe Hand entgegen, und sofort dehnte sich die Masse aus. Anscheinend hatten die Hinterbeine Halt gefunden an der Rückwand des Käfigs, während die Vorderbeine sich in wachsender Gewalt fest zwischen die Pflöcke klemmten.

Durch die Balken lief ein Krachen, und das ganze zitternde Gebäude aus Holz und Eisen drohte zu zersprengen von dem Druck des noch immer sich vergrößernden Leibes, der sich wie ein einziger Muskel gegen seine Beengung stemmte und zum Beherrscher aller seiner Kräfte zu werden schien; allein die erstarrten Schranken gaben dem Anlauf des Lebendigen nicht weiter nach, und die hochgetürmte Flut seiner Anstrengung sank zurück. Sofort aber zog sich der dunkle Leib zu einer steilen Biegung zusammen, um dann mit der vergrößerten Gewalt eines raschen Angriffs gegen die Stäbe zu prallen. Nun erbebte auch der König unter dem über ihn ausgegossenen Schauer einer besinnungslosen, gigantischen Wut, die einzuschließen der Käfig ganz unzureichend schien; Holz und Eisen waren wie dünnes Gespinnst, das nur noch zufällig die in sich selber tobende Energie umgab. Die beiden mittleren Stäbe an der Vorderseite des Käfigs traten oval auseinander, als würde ein stählerner Keil durch sie getrieben, und hart



vor der Brust des Königs stieß ein schnaubender Rüssel in die leere Luft, der in der verzehrenden Nähe seines Zieles mit allen Fibern danach zuckte, sich zu verlängern. Aus dem Rüssel sprang ein scharfes, leicht nach hinten gebogenes Horn wie ein Dorn hervor.

Emanuel erstaunte über die rätselhafte Feindlichkeit, die in dieser Gestalt sich gebildet und an ihn herangedrängt hatte, um ihn zu bedrohen; aber sein Befremden, auf dem der Schatten aufkommender Gedankentiefe lag, wechselte rasch mit dem Entzücken, das der Vorschlag des Grafen Castello Branco in ihm erweckt hatte. Er war der erste, der ein solches Kuriosum in Europa besaß und zeigen konnte! Endlich erlöste er den armen Don Francisco, der mit Angstschweiß auf der Stirn hinter ihm stand und jede Biegung und jedes krachende Geräusch der Balken bis in alle Tiefen seines Wesens miterlebt hatte. „Werft das Tuch darüber und kommt!“ rief der Herrscher, vergnügt und rasch sich umdrehend, so daß es ihm entging, wie sein Edelherr von der Seite mit der Spitze seines Degens den grauen Wulst an die Kante schob und dann herunterfallen ließ. Unglücklicherweise wurde aber das Tuch von dem hervorspringenden Rüssel mit seinem Horne aufgefangen, und so hing es noch lange Zeit, wäh-

rend die Halle schon wieder leer war, bis das Nashorn ermüdete und selbst den Vorhang vor seine Ungestalt zog.

Oben empfing der König einen Stoß Huldigungsschreiben indischer Fürsten, von denen er nur die Anzahl, nicht den Inhalt beachtete; dann prüfte er die Gelder und Schätze, die aus dem Osten eingeliefert worden waren. „Nur das Notwendigste für die Schiffe“, sagte er zum Schatzmeister, und als dieser ihn darauf aufmerksam machte, wie aufbesserungsbedürftig die Flotte war, ja, daß mehrere Schiffe schon am Kap mit allen Schätzen versanken, nur weil sie schlecht gebaut waren, wurde Emanuel wieder gereizt: „Sie sollen mir Geld bringen, nicht nehmen. Alle Ausgaben werden zurückgestellt bis zum nächsten Jahr. Ich will endlich das Kloster Bêlem fertig wissen und den Platz sehn, wo man mich begräbt. An den reichen König wird man sich nicht so lange erinnern, als man mir versichert; wenn aber ein armer König sich ein reiches Grabmal bauen läßt, so hat er gewonnen. Gräber machen lebendig.“

Die Versicherung, daß er mehr getan habe als irgendein anderer für seinen Ruhm und daß er weder einen baldigen Tod in der Zeitlichkeit noch ein Auslöschen seines Namens in der fernsten Zukunft zu befürchten habe, stimmte Emanuel

nur noch nachdenklicher. Und als die Höflinge ihn wieder als den glücklichsten Herrscher priesen, dessen Ruf plötzlich in niemals geahnte Fernen gedrungen sei, und der von allen Fürsten Europas beneidet werde, fiel er unvermittelt ein: „Das Grabmal soll geändert werden. Das Kloster will ich prächtig, unerhört reich, als steinernen Siegesjubiläum, als Triumph über Okzident und Orient. Damit ist genug getan für meinen Namen; meine Knochen aber wollen ausruhen, sie sind krumm von so viel Glück. Legt mir eine flache Platte ohne Monument; sie soll ganz flach sein, nicht höher als der Boden, so daß man bequem . . . darüber *gehen* kann; so daß keiner ausweicht, daß alle darüberschreiten. Es ist ganz schön, getreten zu werden, wenn man soviel geherrscht hat; Schritte über sich zu fühlen und das Glück abzubüßen, das doch immer unverdient ist. Niemand sieht es den Perlen an, daß ich sie in der Hand gehalten habe; sie dauern viel länger als die Finger eines Königs. Ich möchte wissen, wie viele sie noch besitzen werden. Früher, als wir arm waren, nicht mehr hatten, als das eigene steinige Land uns ließ und das Meer uns zuwarf, waren wir froh. Hätten wir weniger Glück gehabt in Portugal!“ Auf diese immer wiederkehrende Stimmung seines Herrn hatte der stets anwesende

Pater gewartet, und der König verbrachte in seiner Gesellschaft über den Plänen des Klosters Bêlem den Abend in Einkehr und Zerknirschung.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, ging der Triumphzug des Königs, der eigentlich ein Triumphzug des Nashorns war, vonstatten. Der Graf von Castello Branco hatte mit ausgestreuten Wundermären alle Erwartungen des Volkes erregt und in größter Eile die umfangreichsten — und freilich ziemlich flüchtige — Vorbereitungen getroffen. Es war kurz vor Mittag, als Emanuel mit der ganzen Pracht seines Hofstaates vor dem Schlosse das Pferd bestieg und Befehl gab, das Nashorn herauszuführen. Man hatte, noch während der Käfig das Tier in Fesseln hielt, um jedes der unförmigen Beine einen Eisenring geschlossen, die Beine durch kürzere Ketten untereinander halb gefesselt und an jedem eine längere Kette befestigt, die jeweils von sechs bunt aufgeputzten Negern gehalten wurde. So zog man das Ungeheuer, das glücklicherweise merkwürdig apathisch gestimmt schien, ans Licht.

Kaum waren die Schwarzen mit ihrem Gefangenen ins Freie getreten, als ein wildes Aufbäumen durch die glänzende Kavalkade lief und fast den Abgang des Zuges gefährdete. Die Turbane des indischen Fürsten und seines Gefolges, der mehr

als ein Gefangener denn als Besuch am Hofe des neuen Machthabers weilte, fielen in den Staub; einige Pferde lösten sich aus der Ordnung des Zuges und trugen ihre machtlosen Reiter in besinnungsloser Angst quer über den weiten Platz mitten in die wartende Menge hinein, wo sie in wenigen Sekunden eine heillose und nicht unblutige Verwirrung anrichteten. Schlimmer aber erging es noch dem Trupp der Hofdamen, die ihre diamantbesetzten Zügel nur spielerisch in den Händen gehalten hatten. Der Federputz knickte, Perlschnüre rissen und streuten ihre mattschimmernden Tränen auf die Erde; damastene Röcke bauschten sich auf und entblößten seideumhüllte Beine. Während das Nashorn die Verwirrung gar nicht zu bemerken schien, die sein Erscheinen in seiner eigenen, natürlichen Gestalt hervorrief, wurde der König wieder der besten Laune. Er lachte aus vollem Halse über die stolze Anführerin der Hofdamen, die Gräfin d'Abrantes, die, schon halb zur Erde niederhängend, verzweifelt den Hals ihres Falben umarmte, während ihre Füße sich nicht aus den Steigbügeln befreien konnten und die vom Meer herwehende Brise die durchaus nicht untadelhafte Rundung ihrer Waden unbarmherzig verriet. In vollem Trab eilte der gräfliche Festordner der zwischen Him-

mel und Erde Schwebenden zu Hilfe und richtete sie wieder auf ihren Sattel, wobei er, ohne sich zu wehren, die Sturzflut ihrer Empörung über sich niederrauschen ließ. Inzwischen schmetterten die Herolde ihre Siegesfanfaren, als sei eine zweite Schlacht von Aljubarrota gewonnen oder ein neues Königreich erobert worden, und die Fahnen wurden geschwenkt, als gälte es den Einzug in Rom.

Stolz wie ein Pfau saß Emanuel auf seinem Schimmel; das schimmernde Rad seines Königsmantels war weit über den Pferderücken geschlagen und blitzte wie eine himmlische Gloriole. Vor ihm bewegte sich zwischen den vierundzwanzig Schwarzen und einem Trupp mit Lanzen Bewaffneter das Hinterteil des Nashorns wie eine gewaltige Halbkugel auf und ab; hinter ihm trippelte zwischen dem schweren Hufschlag der Schlachtrosse der tänzelnde Tritt der leichten Pferde der Hofdamen. Dann folgten drei mit Ananas und Bananentrauben beladene, mit Teppichen behängte Wagen, auf denen an langen Ketten gefesselte Affen kreischend herumturnten; oben, unter einer Längsstange, schaukelten Papageien in metallenen Ringen wie Blumensträuße aus Federn.

Als das Nashorn mit seiner schmetternden Vorhut und seinem königlichen Gefolgsmann um die

Ecke des Palastes gebogen war und die Edelleute und Damen in einer vollendeten Kurve wie ein auseinander gefalteter Fächer ihm nachritten, krachten auch die Achsen der Fruchtwagen, und der indische Sultan ließ zwei seiner Diener auf den vorsichtig aus einem andern Teil des Palastes herausgeführten Elefanten steigen. Dieser bildete das Ende des Zuges, der demnach von den zwei füreinander als Gegner bestimmten Bestien geführt und beschossen wurde; gleichsam eingeschlossen von den zwei feindlichen Gewalten, von denen keine noch die andere kannte.

Das Aufsehen war ungeheuer, als das Nashorn mit seinem Gefolge durch die von Palästen gebildete Straße nach dem Rocio zog. Soweit sie sich nicht selbst an dem Zuge beteiligen konnten, standen die Adligen mit ihren Frauen und Töchtern, umgeben von der glänzend gekleideten Dienerschar und einer Unzahl schwarzer Sklaven, auf den Freitreppen und Balkonen, Haupt und Banner senkend vor der außerordentlichen Erscheinung. Zu ihren Füßen, eingeklemmt zwischen die Palastwache und die Mauern, stritt sich die Menge um jeden freien Blick auf das noch nie erlebte Schauspiel.

Unter den von allen Seiten, aus allen Fenstern wie schreiend bunte Tücher niederfallenden Jubel-

lauten und Ausrufen des Erstaunens, die im Grunde dem gemächlich fort trollenden Vierfüßler galten, ritt König Emanuel in einem Übermaß von Glück. Jedes Beifallszeichen war ihm mehr wert als eine indische Perle, und er hätte am liebsten den Grafen Castello Branco, der den Zug erdacht und angeordnet hatte, auf offener Straße umarmt und zum Herzog gemacht.

Alles entwickelte sich auf die gewünschte Weise, als nicht mehr weit von dem großen Eisenkäfig, in dem der Kampf stattfinden sollte, das Nashorn plötzlich stehn blieb und weder durch Ziehen an seinen Ketten noch durch Lanzenstiche seiner Wächter vorwärts zu treiben war. Die Eisen spitzen schienen gar nicht einzudringen in die dicke, fast völlig glatte und haarlose Lederschicht, die wie Panzerplatten die starre Uniform umschloß; aber auch die am Tage vorher bekundete Wildheit war durch kein Mittel in dem rätselhaften Koloß aufzuwecken.

So stand der vordere Teil des Zuges, während der hintere sich noch bewegte und bald Menschen, Pferde und Wagen unter der glühenden Sonne auf das beängstigendste zusammenschob. Rasch gelangweilt von dem Stillstand des gleichen Bildes wandte sich das Interesse des Volkes, das einen lebhaften Wechsel der Szenen längst zu



wünschen gewohnt war und überdies vor Begierde nach dem Tierkampf brannte, dem Treiben der sich auf die ausgelassenste Weise neckenden und verfolgenden Affen auf den Fruchtwagen zu. Ein Knabe hatte es indessen auf einen großen, melancholischen Schimpansen abgesehn, der unberührt von allem, was um ihn vorging, auf seiner Stange saß und mit halbgeschlossenen Augen herunterblinzelte. Als keine Handbewegung, keine Drohung und kein Zuruf ihn aus seiner trübsinnigen Stellung brachte, versuchte es der Junge endlich mit einem Steinwurf, und im nächsten Augenblick war den Affen wie ihren Zuschauern ein neues Betätigungsfeld eröffnet. Sämtliche Kletterer bewehrten sich mit den zunächst erreichbaren Wurfgeschossen und ließen in sicheren Linien Orangen, Mandarinen, Bananen, Kokosnüsse und Ananas auf die Menge niedersausen, die natürlich nichts besseres zu tun wußte, als mit allen Mitteln diese Tätigkeit zu fördern. Der unerwartet herniederstürzende Segen seltenster Früchte zog immer größere Scharen heran, die den zusammengedrängten Zug auch noch von den Seiten beengten und in eine völlig hilflose Lage brachten. Auch die lärmenden Bemühungen der Palastwache trugen nur zu noch schlimmerer Verwirrung bei.

Machtlos und doch fast geschüttelt von Zorn sah der König auf die fühllose lederne Halbkugel, die ihm den Weg versperrte und wie ein tief verwurzelter Baumstumpf durch nichts zu beseitigen war; seine Ohren waren fein genug, das versteckte Gelächter in den Fenstern zu vernehmen, und seine Augen waren nicht so schwach, als daß sie nicht den schadenfrohen Spott entdeckt hätten, der über die devoten Gesichter ging. Plötzlich hörte er hinter sich ein Gebrüll, als ob ein Dutzend Drommeten gleichzeitig fortissimo bliese, und entsetzte Stimmen schrien: „Der Elefant ist hinter uns her! Vorwärts!! Er wird uns alle zertrampeln!“ Schon drängten sich zur Seite des Königs Pferdeköpfe vor, und hunderte von Hufen schlugen verzweifelt auf den Stein, da bemerkte er, wie die Halbkugel, ungeachtet der Ketten, in Bewegung geriet und in einem weiten schwerfälligen Bogen sich drehte. Das Nashorn sah ihn an.

Der König saß auf seinem Pferd wie eines jener erzenen Standbilder, von denen er manchmal träumte. Gleichzeitig spürte er, daß hinter ihm die Bewegung erstarrt war. Unter wulstigen Lidern kam ein langer stumpfer Blick zu ihm empor, dem er nicht ausweichen konnte. Die Lider bewegten sich ein wenig, als würden sie herunter-

gezogen von tiefer Müdigkeit oder aber, als ob ein schwerer Zweifel, der sich nur im Innern lösen ließ, sie schließen wolle. Wieder brüllte der Elefant und noch ein drittes Mal. Die spitzen Ohren des Nashorns hoben sich und sanken langsam wieder herunter; die ganze Straße war stumm und bewegungslos, während die beiden großen Feinde sich witterten und unterhielten. Auch die Affen und Papageien gaben keinen Laut. Emanuel fühlte, wie die Zügel seines Pferdes auf und nieder flogen, weil er seine Hände nicht mehr meistern konnte. Noch immer sah ihn das Nashorn zweifelnd an, ohne ihn zu beachten; es schien zu sehen, ohne wahrzunehmen. Mitten in seiner offen ausbrechenden Angst fühlte der König das durchdringend Lächerliche seiner Situation.

Einige Minuten verharrten so die Menschen unter der Herrschaft der Tiere; stand der erschrockene kleine König im Bann einer unverständlichen großen Gewalt. Dann drehte sich das Nashorn wie nach einer langen Überlegung wieder um, als bliebe ihm noch unendlich viel Zeit, seinem Feinde zu begegnen, und setzte, gleichgültig gegen Ketten und Lanzen, seinen Weg fort. Sofort war die Beängstigung von allen genommen; die Enge löste sich; die Ausgelassenheit trat an

die Stelle der Angst, und in der übermütigsten Stimmung und mit noch gesteigerter Erwartung folgte der Zug seinem vierfüßigen Führer nach dem Kampfplatz.

Es war eine von hohen Gittern umgebene, im übrigen flüchtig gezimmerte Arena, wie man sie auch zu Stierkämpfen benutzte, und an der das Bemerkenswerteste der samtene Baldachin war, unter dem Emanuel Platz nahm. Mit einer großen Geste winkte er die Gesandten zu sich heran; dem Spanier gab er den besten Sitz zu seiner Rechten. Nachdem der Hofstaat die Reihen hinter dem König gefüllt hatte, drängte das Volk herein und besetzte in wenigen Augenblicken die freigelassene Hälfte der Arena so dicht, daß auch nicht ein Stückchen des Bretterbodens zwischen den dunkeln Köpfen zu sehen war.

Alle waren stumm vor Erwartung. Endlich trat statt der Tiere ein reichgekleideter Herold auf, der in einem langen Lobgedichte den König feierte und ihn nicht nur den glücklichsten, sondern auch den größten König nannte; denn wahres Glück werde nur wahrer Größe zuteil. Emanuel hörte diese Worte, die heilend an seine geheimste Wunde rührten, beifällig an und lohnte sie reichlich ihrem Urheber, als den er leicht den Grafen Castello Branco erkannte. Freilich war nie-

mand außer dem Herrscher anwesend, für den der Vorspruch des Herolds mehr gewesen wäre als ein leeres Wortgeklingel, so daß die Ungeduld auf höchste gestiegen war, als der König das Zeichen zum Anfang gab und der Elefant wie ein wandernder rissiger Felsblock hereinstampfte.

Er umschritt einen Halbkreis und blieb mit dem Rücken gegen den König stehn. Bald darauf stand das Nashorn, von seinen Ketten befreit, fast verschlafen vor dem Türflügel, der gewaltsam hinter ihm zugeschoben wurde. Zwischen den beiden Todfeinden lag nur der offene sandbedeckte Platz, eine Entfernung von wenigen Schritten. Die Tiere spürten ihr Gegenüber. Durch die Nähe des vertrauten Gegners, mit dem es unzählige Kämpfe in fernen Steppen geführt haben mochte, schien der alte Tatendrang im Nashorn zu erwachen; ein Zittern lief durch seine Masse. Der Elefant trat zurück, so daß sich die Eisenstäbe des Gitters in die faltige Haut seines Rückens preßten. Nun senkte das Nashorn den Rüssel. Niemand wagte die Feinde anzufeuern im Gefühl des in der nächsten Sekunde losbrechenden Gewitters. Gleich darauf duckte das Nashorn; seine Hinterfüße scharrten und suchten Halt; dann flog der Sand auf, der Rüssel ritzte den Boden, und in einem beispiellosen Wirbel der Schnelligkeit verwandelte sich der schwere

Leib des Nashorns in ein staubumkreistes Geschloß; aber ebenso schnell hatte der Elefant sich gedreht und war links vom König, unmittelbar vor dem Zugang der Zuschauer, mit dem ganzen Gewicht seiner Masse gegen die Eisenumhegung geprallt. Die Stäbe flogen auseinander wie vom Sturm zerstreute Halme, und ohne für den Bruchteil eines Augenblicks in seinem Ansturm gehemmt worden zu sein, jagte der Elefant aus der Arena. Gleichzeitig stürzte das Nashorn an der Stelle, wo sein Gegner sich eben noch befunden hatte, unter der Wucht seines ziellos gewordenen Anlaufs zusammen.

Es war still, dann sickerte es aus der obersten Reihe des Volkes unterdrückt, aber unwiderstehlich wie ein Gelächter hervor, und plötzlich erdröhnte die ganze Arena von rücksichtslosem, ungebändigtem Lachen. Der König stand in der Mitte, zornrot, beschämt, unmächtig zu befehlen. Er suchte nach dem Grafen Castello Branco, der unsichtbar geworden war. Da fiel sein Blick auf Francisco d'Andrade, den einzigen, der nicht lachte, weil ihn noch immer die Angst erstickte. „Ihr übernehmt die Sorge für das Nashorn“, sagte Emanuel böse, „seht zu, daß Ihr Euch mit ihm befreundet, Ihr müßt vielleicht eine lange Reise mit ihm tun.“ Dann ging er rasch.

Bis zum Schloß war die Straße völlig verwüstet von dem Elefanten, der, von seinem Urfeind gejagt, in haltlosem Schreck alles niedergetrampelt hatte, was ihn hinderte oder ihm begegnet war. Am schlimmsten hatte er unter den Verkaufsbuden im Schloßhof gewütet. Dort sah es aus, als seien die Stände der Fleischer, Bäcker, Tuch- und Wafenhändler samt ihren Waren und Besitzern in wildem Durcheinander aus einem Sack geschüttet worden. Erst unmittelbar vor dem Tejoufer hatte sich das Rasen des Elefanten gelegt, so daß ihn die Leute des Sultans, die ihm sofort schreiend nachgestürzt waren, in seinen Stall zurückführen konnten.

Die Arena leerte sich rasch nach dem etwas beklemmenden Weggang des Königs. Niemand achtete mehr des Nashorns, das wieder aufgestanden und gemächlich nach der Tür getrottet war, aus der man es herausgelassen hatte. Bedrückt und über die Worte des Königs grübelnd sah Dom Francisco über die leere Sandfläche, die eine tiefe, vom Rüssel des Nashorns gezogene Schramme zerteilte. Dann ordnete er an, daß man das Ungeheuer in das Schloß zurückbringe, wohin er ihm selbst in beträchtlichem Abstand folgte. Dort angekommen erhielt er den Befehl, sofort vor dem König zu erscheinen.

Emanuel's Ärger schien bereits gemildert durch einen gefaßten Plan. „Ihr habt es recht geahnt“, sagte er zu dem sich tief verneigenden Edelherrn, „das Ungetüm bringt uns kein Glück, es muß aus dem Lande. Es ist kostbar und schädlich zugleich, also vortrefflich geeignet als Geschenk. Ich dachte erst an den Kaiser, aber er hat keine Freude an solchen Mißgeburten und würde das Nashorn wahrscheinlich ungesehen weitergeben. Dem Franz von Frankreich gönne ich nicht einmal den Ärger, den er mit dem Untier hätte; aber wir können es ihm immerhin an der Nase vorbeiführen und, rechtzeitig angekündigt, in Marseille damit landen. Kurzum, es soll zum Heiligen Vater nach Rom. Wir sind ihm für mancherlei verpflichtet; hat er doch für die Spanier und uns die Welt mitten durchgeschnitten und jedem eine Hälfte geschenkt. Überdies ist es ein Beweis meiner Ergebenheit und ein neuer Anlaß, über die zweckmäßige Einrichtung der Welt zu philosophieren; denn was diese Ungestalt auf ihr soll, kann niemand ergründen.“ Doch erschrak er sofort über seine Worte: „Der Himmel vergebe mir; es soll heute noch eine Messe gelesen werden zum Dank, daß kein größeres Unheil angerichtet worden ist. Aber trotzdem soll der Dickhäuter nach Rom. Der



Heilige Vater hat, wie ich weiß, einen besonderen Spaß an diesen Karnevalsscherzender Natur. Wollt Ihr ihm Euern Schützling bringen?“

Hinter der Frage lauerte eine Absicht, von der Dom Francisco wußte, daß sie keinen Widerspruch ertragen werde, ebenso, wie es ihn mit plötzlicher Klarheit überkam, daß diese Absicht von einer noch viel tieferen Feindlichkeit war als das Ungeheuer, vor dem er sich fürchtete. Seine arme Verstellungskunst reichte nicht aus, den Schrecken zu verbergen, den er über den neuen Auftrag empfand; und so senkte er seinen Kopf, gleichzeitig um sich zu verstecken und zu bedanken, und nahm die Gesandtschaft nach Italien an. Vor dieser hilflosen Demut flog ein Schein von Mitleid über Emanuels Gesicht: „Ihr kennt doch schon Italien? Freut Ihr Euch nicht, es wieder zu sehn?“ — „Ja, ich war dort auf dem Landweg vor fast zwanzig Jahren; doch was ist Rom gegen Lissabon? Es verdient seinen Ruhm nicht; aber für Lissabon wäre Roms Ansehen nicht zuviel. Wir haben schöneren Marmor, schönere Kirchen; Lissabon steht hoch über dem Fluß: dort ist alles flach und leer.“ Diese Worte kamen aus einem Abgrund der Liebe zum eigenen Land, in den die Schmeichelei keinen Zutritt hat; sie waren in dem einzigen Tonfall gesprochen,

in dem Dom Francisco zu bitten wagte; aber der König hörte das Flehen seines Edelherrn nicht, gab ihm kurz seine Instruktionen und ging.

\* \* \*

Obwohl Dom Francisco schon an die fünfzig Jahre alt war, hatte er doch nie eine Seereise ausgeführt, weil er seit Kindertagen ein unerklärliches Grausen vor den Wellen empfand. Nun sah er sich plötzlich wegen jenes unheimlichen Fabelwesens gezwungen, sein Leben für Wochen dem Meere anzuvertrauen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er der Aufforderung des Königs nicht widersprochen hatte, gleichgültig, was aus dieser Verweigerung gefolgt wäre; entwarf abends Pläne, wie er sich nachträglich noch dieses Auftrages entledigen könne, und begeisterte sich an ihnen, aber am Morgen fand er kaum noch den Mut, sich ihrer zu erinnern. Häufig sah er nachts einen gewaltigen Wellenberg, der auf ihn zueilte, während er auf dem äußersten Vorsprung eines Felsens stand; oder er erlebte wieder die Täuschung, die ihn als Kind befallen hatte, wenn er am Meer gestanden war und plötzlich vermeinte, daß auch das Land sich auf und ab bewege in dem furchtbaren, alles sich unterwerfenden Rhythmus des Atlantik. Im Kreise seiner Freunde machte er dem

Haß gegen das Nashorn Luft, den er in sich wachsen fühlte; sobald er aber sich den Käfig vorstellte in dem dunkeln Gewölbe, peinigte ihn Reue, als habe er eine Gottheit beleidigt, die sich rächen werde.

Endlich fanden seine von Tag zu Tag gefristeten Hoffnungen auf eine weitere Verzögerung in der Abfahrt des Schiffes keinen Boden mehr, auf dem sie fortwuchern konnten, und er stand morgens am Hafen, um den Transport des Ungetüms auf das Schiff zu überwachen. Seit dem Tage des Tierkampfes hatte er das Nashorn nicht mehr gesehen, obwohl er täglich den Wärter mit einer uneingestandenem Erwartung nach ihm gefragt hatte, und auch jetzt vermied er es, einen Blick unter die verhängenden Tücher zu tun, während die Matrosen die Last über die Brücke rollten. Man stellte den Käfig auf dem Hinterteil des Schiffes auf, in jenem halbdunkeln Raum, der von dem nur dort bestehenden Ansatz eines Oberdecks überdacht war, und schraubte ihn an allen vier Ecken an den Planken fest. Die Reise sollte über Ceuta und Marseille nach Genua gehen; von dort sollte das sonderbare Geschenk zu Land nach Rom gebracht werden.

Dom Francisco stand am Bug über das Gitter gelehnt. In dem schmutzigen Hafenwasser hingen

ein paar Quallen, die, sich zusammenziehend, in steilerer Wölbung die fettige Oberfläche durchbrachen und dann, auseinandergehend, sich wieder sinken ließen, während ihre Greifarme wie fleckige Tuchfetzen durch die Trübe wehten. Ein Stück davon schwamm eine tote rote Katze, steif, mit dem Kopf nach unten, in einer Einbuchtung, die die Strömung nicht erreichte. Unglücklich blickte Dom Francisco nach der Stadt empor; das Licht hatte schon den Höhepunkt seiner täglichen Bahn überschritten und etwas von seiner Weiße verloren; in den Fenstern glühte die Verheißung eines goldenen Abends. Die Palmen, die weitentfaltet aus den Steinschluchten aufblühten, regten sich leise, so daß Francisco das Knistern zu hören meinte, mit dem sie über die rauhen Hauswände strichen; alle Läden waren geschlossen, auch in seinem eigenen Hause oben über der Kathedrale, die eben ihren zackigen Schatten nach ihm über die Dächer warf, ohne es zu erreichen.

Da begann plötzlich das geliebte Bild zu erzittern und sich den Fluß hinunter auszudehnen; das Segel schwang knarrend hin und her wie das Pendel einer wieder in Gang gesetzten Uhr, die in eine unbewußt genossene Stille den unerwünschten Stundenschlag tickt. Der seltsam Be-

wegte glitt an den Baugerüsten von Bêlem vorbei, die fragmentarisch in den Himmel starrten, und glaubte den König selbst zu sehen, wie er sich zur Erde niederbeugte mit einem Maßstab und ein längliches Geviert damit umschrieb; dann traten die aufgehäuften Steintrümmer davor und verschütteten die Gestalt. Der geliebte Strom hatte es eilig, das Schiff hinauszutragen, und Dom Francisco fühlte es schmerzlich, mit welcher Schnelligkeit er ihn von seiner Heimat entfernte. Noch berührte die Sonne die Wasseroberfläche nicht, als die Felsen von Cascaes und die letzten Dünen des linken Ufers im Blau versunken waren.

Erst spät am Abend fand sich Dom Francisco unter der trübschwelenden Lampe mit dem Jeronimiten-Pater zusammen, der ihm als einziger Begleiter mitgegeben worden war. „Wir Portugiesen sollten nicht reisen“, sagte der stille verschleierte Mann im Mönchskleid, „denn es gefällt uns nirgends, und würden wir wie Magalhães das volle Rund der Erde umfahren. Wir besitzen die halbe Welt, aber wir sind nicht in ihr zu Hause, und so müssen wir alles wieder lassen. Ich weiß wohl, daß unsere Felder steinig, unsere Berge kahl sind, und doch muß ich immer zu ihnen zurück.“ – „Sagt das nicht“, erregte sich

Dom Francisco: „es ist nirgendwo schöner. Ich war in Spanien, Frankreich und Italien; aber jeder Berg ist dort feindlich, jeder Hügel, jedes Feld traurig und trostlos. Als ich das letzte Mal zurückkehrte, schwor ich, nie mehr Lissabon zu verlassen, und nun muß ich übers Meer – um des Königs Spielzeug fortzubringen. Habt Ihr Euch das Tier betrachtet?“ – „Ich sah es an“, erwiderte der Pater, „aber ich verstehe es nicht. Es ist furchtbar. Sollte wirklich ein Funken des gleichen Lebens sein in mir und in dieser rätselhaften Ungestalt?“

Das Schiff legte sich tief auf die Seite, so daß die beiden Männer sich kaum festhalten konnten auf ihren Sitzen; über ihnen ächzte das Gebälk, als ob ein Steinklotz hin und her gewälzt werde. Nun setzte auch ein stärkerer Wind ein, und sie spürten, wie der Kiel die Wellen rascher zerschnitt. „Es liegt über uns“, Dom Francisco wies nach der Decke, „es ist wie ein Gewicht, das auf das Schiff drückt und hinunterzieht.“ Es kam ihm zu Bewußtsein, daß nur Meer um sie war, kaltes, lauerndes Wasser, und daß sie trieben auf der matterleuchteten Lebensinsel, so fern von der Erde wie irgendein Stern, und mit diesem Ungetüm, das auf eine unbegreifliche Weise lebte. Trostlos sah er auf ein paar Leinwandballen,

die in dem Halbdunkel auf und ab schwankten und dumpf zusammenstießen, widerwillig dem Gesetz ihrer Masse folgend, dem auch sein eigener magerer Körper dienstbar war; die Lampe tanzte, und die Schatten verwirrten sich in ewigen Zuckungen, riesenhaft wachsend, zwerghaft zusammenschrumpfend, daß die Maße des Raumes und der Dinge unsicher wurden und alles in einer chaotischen Verwandlung begriffen schien. Die ruhige Festigkeit seines Hauses und seiner gewohnten Räume, die ihm auch das Dunkel heimisch gemacht und ihm noch im Halbschlaf, an der Grenze der gegründeten Welt, das Bewußtsein geordneter Umschirmung tröstend fühlbar gemacht hatten — so daß er, von einem immer wieder erreichbaren Ufer aus, sich leichter dem Unbestimmten übergab —, erweckten in ihm eine unbegreiflich wehmütige Erinnerung. Aus einer Tiefe heraufsteigend, die nicht nur ihm allein gehörte, sondern die vielen tausend Seelengründe seines Volkes in Europa, in Brasilien, Indien, auf den Molukken, in China und im Gelben Meer mit derselben verdunkelten Flut erfüllte, strömte seine ganze angeborene Trauer in diesem einen Schmerz, dem Heimweh, zusammen, das ebenso töricht wie unheilbar war.

Nach Mitternacht, als das Schiff sich steile Berge

erkämpfte und in fliehende Täler stürzte, wurden die beiden Männer von der sonderbaren Angst befallen, das Nashorn könne sich aus seinem Käfig befreien. Sie stiegen hinauf mit einer Laterne, in die der Wind vergebens von allen Seiten einzudringen suchte, und tasteten sich auf den schiefen, nassen Planken bis an den Käfig, der fest, wie mit dem Boden verwachsen, auf seiner Stelle saß. Das Nashorn schlief. Wie die großen langen Wellen des Atlantik, die auch bei Windstille und klarem Himmel die Schiffe geheimnisvoll auf und nieder tragen, lief sein Atem durch den hingestreckten Leib; aus seinem Rüssel röchelte es schwerfällig wie eingefangener Sturm. Zum erstenmal sahen sie, daß der Käfig viel zu eng war und die vergeblich vorgeschobenen Beine krümmte, und sie ahnten für einen Augenblick, daß es doch ein verwandtes Leben war, das, in eiserne Gitterstäbe gezwungen, unter dem rasch aufblitzenden und verlöschenden Himmel schlief. Der Wind war sehr kalt, und der hereinwehende Wellenschaum traf ihre Gesichter wie prickelndes Eis. Sie standen wie an einem Grab, dessen Stille nicht ganz sicher ist, als könne plötzlich aus dem verschütteten Hohlraum ein Hauch hervordringen, der auf eine sonderbare Weise tot und lebendig ist.



An einem unbestimmten Abend, der alle Farben vermischte, sahen sie Ceuta sich wieder entfernen. Aus der Monotonie von Himmel und Meer waren sie für ein paar Stunden in das vielstimmige Farbenspiel des Orients versetzt worden; dann blieb alles zurück im Schweigen des Unbegrenzten, und nur ein paar Bilder tanzten noch vor ihren Augen, von verströmendem Leben immer matter bewegt. Obwohl er kein Wort von dem Vorgetragenen verstehn konnte, hatte sich Dom Francisco in den dreifachen Zuhörerring des Märchenerzählers gesetzt; nur um etwas von dem zeitlosen Verweilen des Ostens sich vorzutäuschen und zu genießen, das ihm nicht beschieden war, und sich einzuordnen, wo er nicht bleiben durfte. Von der Höhe der Festung sah er das Schiff im Hafen liegen, so fern, als hätte er es niemals noch betreten; wie ein Wolkenbild, das ohne seinen Anteil kommen und zerfließen mochte.

Dann betäubte er sich im Lärm der arabischen Gassen. Er stellte sich neben den Tisch des Wechslers und zählte die gehäuften Geldstücke mit, als ob sie ihm selbst gehörten; er sah dem Schreiber über den Rücken und folgte der raschen Hand, die rätselhafte Zeichen wie einen Bilderschmuck auf die zarten Bogen tupfte. Fernherklang, dumpf

und erregend, die Trommel des Schlangenzaubers. Er handelte Früchte ein, um sie zu verschenken, trat in den palmenbeschatteten Hof eines Hauses, nur um dann zurückzusehn und sich vorzustellen, wie er noch eben, an dem flachen Brunnenbecken stehend, erst vom Pförtner begrüßt worden war und nun diesen Kreis schon wieder verlassen hatte und mitten in der Gegenwart der Vergangenheit angehörte. Unter einem Torbogen, wohin ihn die Fülle des farbensatten Lebens gedrängt hatte, ergriff ihn mit einer heimatlichen Wehmut die Glocke des Wasserverkäufers. Langsam, mit einem feuchten, noch behaarten Fell auf dem Rücken, in dem die Kühle auf und nieder schwappte, zog dieser an ihm vorüber und verschwand läutend in den schattendunkeln Gassen. Diese Glocke, die überall tönte in der Stadt und über ihren Dächern, auch wo man den Wasserverkäufer nicht sah, klang immer noch in den Ohren Dom Franciscos, als lang schon wieder die Wellen an die fliehende Schiffswand schlugen und Stadt und Ufer unsichtbar geworden waren.

Der Schaum ballte sich unter der wogenden Oberfläche und sank wie große Gletscherbrocken in die bodenlose Nacht. Auf den Kämmen der spanischen Berge lag noch Schnee; sie stürzten grau,

von Nebel umweht, aus ungeheurerer Höhe in das Meer. Andere flohen zurück und türmten sich nach hinten auf, zusammenbrechend und sich wieder erraffend, kahl vom Meeressaum bis in die Wolkennacht. In einem flüchtig sich öffnenden Tal erstickte ein Licht. Dom Francisco bemerkte, wie die Möwen die Wellen mieden und langsam auch den Mast verließen, der unsicher seine Zeichen in die Wolken schrieb.

Das Felsenschloß der Insel Ibiza stand von Schaum umsprüht, aber noch nicht überschüttet, völlig vereinsamt vor dem zackigen Inselland. Breit und verloren lag Mallorca da; von aller Schwermut seiner Inselhaftigkeit umspült tauchte es auf und versank, als warte es vergebens auf einen Fuß, der es betreten sollte; vergessen wie ein verwilderter Acker, auf dessen Früchte niemand achtet.

Bei verhängtem Himmel und bewegter See, aber ohne Sturm langten sie in Marseille an, wo sie hörten, daß König Franz, der inzwischen auf Emanuels Betreiben durch seinen Gesandten über die Durchreise des Wundertiers unterrichtet worden war, sich eigens aufgemacht hatte, um es zu sehn, und in Kürze erwartet werde.

Das Nashorn empfing seinen königlichen Besuch am folgenden Tage, schlafend, ohne sich im min-

desten von dem bunten Lärm stören zu lassen, der sich um seinen Käfig erhob; denn Dom Francisco hatte diesen, um ihn dem Halbdunkel zu entziehen, losschrauben und auf ein paar Steinblöcken am Kay aufstellen lassen. Der König geriet außer sich vor Entzücken; er sah zwischen allen Stäben hindurch, hielt seinen Kopf nahe an den pustenden Rüssel, tippte mit dem Finger an die dicken Ledersohlen der Hinterfüße und wagte es endlich, mit einem Stäbchen der gefährlichen Rundung des Horns zu folgen.

„Ein solches Tier kann der König von Portugal wegschenken!“ sagte er aufgeregt zu seinem Begleiter, „es ist alles hohle Prunkerei, aber immerhin: er tut es, und es wird bekannt. *Wir* haben keine solche Geschenke zu machen, wir haben kein Afrika, kein Indien, wir schlagen uns mit Kaisern und Königen herum; *dem* fällt es unverdient über Nacht in den Schoß. Das wäre ein Aufsehen in Paris! Das wäre ein Stück für die Annalen! Natürlich weiß Emanuel nichts damit anzufangen: auch das größte Glück ist dem Mittelmäßigen nichts. Aber ist es nicht eine Schmach, daß das Glück gerade an den Mittelmäßigen fällt? Ich wollte das Ungetüm der Welt schon vorstellen! Alle Siege sind schal ohne Trophäen; aber eine solche Mißgeburt trägt den Ruhm

weiter als die Posaunen von Jericho.“ Dann legte er Dom Francisco freundschaftlich den Arm auf die Schulter und führte ihn beiseite: „Hört, hieltet Ihr es für unverdient, wenn Euer König mir, statt dem Papste das Geschenk machen würde? Das Nashorn schläft; vielleicht ist es krank; vielleicht erträgt es die Seereise nicht und stirbt in den nächsten Tagen. Es ist so; und wenn es nicht so ist, wer kann es widerlegen? Ihr habt Euer Haus in Lissabon; Ihr habt ein Schloß, ein Gut, indische Schätze; Ihr habt drei oder vier Schlösser: wenn Ihr mit dem Kopfe nickt, so weiß ich genug, und Ihr habt das Doppelte in Frankreich. Kennt Ihr die Gascogne, die Provence; Früchte, Üppigkeit, Schatten, strotzende Äcker; liebt Ihr Gemälde, Statuen, Frauen? Bedenkt, so viel Schönheit für die häßlichste Ungestalt der Welt!“ Dom Francisco wußte nichts zu erwidern; Franz der Erste begeisterte sich an seinem höchsten Trumpf: „Ich weiß, Ihr seid groß in Portugal: Ihr herrscht über Erdteile und kennt den Umfang Eurer Herrschaft noch nicht einmal. Aber habt Ihr ein Bild von Leonardo, einen marmornen Helden von Donatello? Ihr habt das Große gesehen und erlebt; wollt Ihr nicht das Bleibende besitzen? Sind solche Werke nicht noch mehr, unvergänglicher als ein Weltreich?“

Das Nashorn lag grunzend, aufgebläht da, in einem grauenvollen Mißverhältnis aller seiner Maße; Dom Francisco schien es, daß sein Schlaf noch schreckenvoller sei als seine Wut. Er erinnerte sich der boshaften Feindlichkeit des Königs Emanuel und aller jener traurigen Torheiten, mit denen man in Portugal die Weltherrschaft feierte; der verderblichen Folgen allzu rasch gewonnener Macht; der Beflissenheit, mit der man schon Monumente errichtete, die an das Imperium erinnern sollten, während es doch eben erst begonnen hatte; der aufgeblasenen Unsicherheit, mit der man es regierte. Dann fühlte er die scharflauernden Augen des französischen Königs auf sich und verlor darüber die Fähigkeit, weiter zu denken und abzuwägen. Wieder stieg die Angst vor dem Meere in ihm auf, die sich mit der Angst vor dem Nashorn vermischte, als sei es dasselbe Ungeheuer, das in dem Käfig und in den Wellen drohte; er sah die trostlose Weite, die auf und nieder wankte, schwer und flüssig, wie geschmolzenes Erz. Aber plötzlich wachte die Glocke des Wasserverkäufers wieder in ihm auf, und mit einem Male wußte er, warum sie ihn so ergriffen hatte: sie klang wie das Glockenspiel der Spitalkirche in Lissabon. Er sah sich die breiten Stufen hinuntergehen von der Calçada Santa Anna

und hörte den leisen verschwebenden Ton, der immer über den Dächern war und von dem man doch nicht wußte, woher er kam...

Noch immer suchte Dom Francisco nach einer Entschuldigung, aber der König, der nicht gewohnt war zu warten, schnitt sie ungeduldig ab: „Eure Miene genügt. Ihr habt kein Recht, dem König von Frankreich mit Worten eine Bitte zu verweigern. Lebt wohl!“

Stumm hatte sich Dom Francisco das Recht heimzukehren bewahrt; doch war er nicht froh über seinen Sieg, an dessen Notwendigkeit er im übrigen nicht zweifelte. Hatte er sich die Heimkehr selbst gesichert mit diesem Recht? Bedrückt bestieg er das Schiff, und er glaubte zu spüren, wie es sich senkte, als man den Käfig wieder heraufrollte und an seine Stelle brachte. Da die Fahrt nur noch wenige Tage dauern sollte, so befestigte man das Gehäuse nur mit Ketten an den Planken der Hinterwand.

Rasch verschleierte heraufwehender Regen die Küste; der Segler spannte seine feuchten Flügel und übergab sich den Strömungen der beiden Ozeane, die ihn trugen und trieben, mit schlagenden Wellen, mit unsichtbaren Lüften; sie mußten noch nahe am Lande sein und gehörten doch schon dem Grenzenlosen an. Die beiden

Männer saßen unten und sprachen von der ängstlichen Sorge der Könige um ihren Ruhm. Das Nashorn schlief stumpf, ohne Nahrung zu nehmen, ohne den Kopf zu erheben; seine dicken Beine schlugen tot an die Stäbe, monoton, wie die Trommel des Schlangenbeschwörers von Ceuta.

Am frühen Morgen nach der zweiten Nacht, als sich in der Ferne schon die scharfen Grate der Ligurischen Alpen aus den Wolken drängen wollten, fiel ein Sturm in die Leinwand und spannte sie auf wie ein Paukenfell für den Wirbel des Schicksals. Unten stürzte der Tisch um; die zinnernen Teller und Kannen sprangen über die Bretter wie gejagte Ratten; man hörte sie nicht mehr klirren in dem gurgelnden Toben: sie trafen und stießen sich ohne Gewicht, ohne Stimme.

Dom Francisco sprang hinauf. Die Matrosen hingen machtlos in den Seilen. Neben ihm wuchs ein graues Gebirge rasend schnell zur Höhe des Segels; dann ward das Schiff in die Luft geworfen, als habe die Welt sich gedreht und der Himmel sei der Abgrund. In der nächsten Sekunde fiel die Erde in ihre Achsen zurück, und das Schiff stürzte ihr nach in die leergewordene Tiefe. Die Glocke, die am Oberdeck befestigt war, schlug, von unsichtbaren Händen geschüttelt, in verzweifelter Schnelligkeit hin und her, bis der Schwengel



herausgeschleudert und von den abströmenden Wellen hinuntergerissen wurde. Mit beiden Armen in die Seile verstrickt sah Dom Francisco, wie unter der sinnlos weiterläutenden leeren Glockenschale der Käfig wie ein Strohgeflecht an seinen Ketten gegen die Seitenwände flog und seine Stäbe knickten und splitterten. Vor ihm stemmte sich der Steuermann steif in das Rad. Dann sah er plötzlich einen Riesenleib mit ausgleitenden Beinen im Halbdunkel zappeln und hervorbrechen, getragen von der Schnelligkeit einer tödlichen Wut. Im nächsten Augenblick rollte der Steuermann in seinem Blute, das sich wie ein rotes Tuch um ihn wickelte, in die Wellen hinunter. Gleich darauf jagte der Riesenleib an Dom Francisco vorbei einem ungeheuren Wogenberge zu, der ihm entgegenstieg und ihn in sich aufnahm.

In der Luke erschien jetzt der Kopf des Paters mit weitgeöffnetem Mund; die Hände hatte er nicht frei, um Zeichen zu geben. Zum erstenmal brach das Wasser mit voller Gewalt von oben, fast senkrecht auf das Schiff und löschte das entsetzte Antlitz aus wie ein Traumbild. Das Schiff warf sich hin und her wie ein zu Tode verwundeter Wal.

Endlich erreichte ein Matrose, der an einem Seile platt auf den Planken hinkroch, den Platz des

Steuermanns. Als er das Rad angriff, verzog sich sein Gesicht zu leerem Grinsen: spielend, wie ein getriebenes Mühlrad drehte es sich unter seinen Fingern. Das Steuer war gebrochen.

Von beiden Seiten schlossen sich die Berge zusammen wie gewaltige Zangen; deutlich waren die Menschen zu sehn, die am Strande hin und wider rannten, und die Köpfe, die alle Fenster der steil ansteigenden Stadt besetzten, aber die Wellen nahmen kein Fahrzeug an. Gegen einen Felsen geworfen sank das hilflose Schiff um Mittag im Angesicht der Bevölkerung von Genua. Dom Francisco war kein Held, und so wird er nicht einer von den drei Männern gewesen sein, die zur Verwunderung aller am Ufer Stehenden sich knapp eine Stunde, bevor der Sturm sich legte, noch in dem überspülten Mastkorb hielten, während ihre Genossen schon lange die salzige Kälte nicht mehr fühlten.

Zwei Tage später wurden Fischer aus der Gegend von Sturla erschreckt von einem entsetzlichen Meerungeheuer, das tot, mit aufgedunsenem Leibe, mit Algen und Muscheln behängt, an ihren Strand gespült worden war. Die Kunde von dem aufgefundenen Ungetüm, über dessen dicke Lederhaut bereits der schützende Segensspruch mehrerer Mönche und Priester und der sanfte

Abendtau des Weihwassers gegangen waren, gelangte bis zum portugiesischen Gesandten, der in ihm nach der ihm bekannt gewordenen Beschreibung das fromme Geschenk seines Königs an den päpstlichen Oberhirten erkannte. Er ließ die unversehrte Lederhülle sorgfältig präparieren und ausstopfen und sandte sie als eifriger Vollstrecker eines durch widrige Umstände in seiner Erfüllung aufgehaltenen Befehls an den Heiligen Vater nach Rom, vor dem sie allerdings nur kurze Gnade fand. Denn dieser machte zwar beim Anblick der abschreckenden Form und beim Anhören ihrer sonderbaren Geschichte die Bemerkung, daß dieses Schicksal gut zum Nashorn und das Nashorn gut zu seinem Schicksal passe, daß dies vielleicht überhaupt die Gestalt des Schicksals sei: stumpf und furchtbar zugleich, dann aber wandte er sich von dieser Frage ab und bestimmte das mit Stroh gefüllte Schreckgespenst für seine Sammlungen, womit er es denn auch der Zeit und dem Staub übergab.



DONNA ANNA D'AUSTRIA

—



Der Pastetenbäcker hatte noch immer Mühe, den Plan des Paters zu verstehn, der leidenschaftlich und lauernd auf ihn einsprach. Es war nun schon der dritte Abend, an dem sie zusammensaßen in der kahlen elenden Schänke von Madrigal, immer in derselben finstern Ecke nahe der Tür, durch die der Wind pfiff und ihnen die Kälte in die Knochen blies.

„Es kostet dich nicht mehr als ein Wort, Gabriel d'Espinosa“, zischte es als immer wiederkehrender Schluß einer verwirrten Kette von Beweisen in seinen Ohren, „und du bist König von Portugal. Was ist zu fürchten? Der Adel ist unsicher; denn er hat längst die Lust verloren, sich vor Philipp zu beugen, wenn er sie jemals besaß; das Volk tut, was wir wollen, und es haßt überdies den Spanier aus ganzer Seele. Niemand glaubt in Portugal, daß der König Sebastian tot ist. Man erwartet ihn. An Nebeltagen stehn sie mit Fackeln am Tejo und winken nach seinem Schiff. Sie beten, sie schleifen die Waffen. Es fehlt nichts als der Name, als ein Mann, der sie führt, und die Spanier laufen wie Hasen aus Lissabon. Gabriel“, die Stimme des Paters Miguel dos Santos wurde noch leiser, noch glühender, „ich weiß, was niemand weiß außer mir: der König Sebastian ist tot. Er

blieb bei Alcacer-Kibir in der Schlacht und ist längst vermodert im Sand. Zwei Mauren nahmen ihn gefangen, als sein Heer schon zerstoßen war und seine Krone im Blut lag; er schlug wie ein Wahnsinniger um sich, aber er konnte nicht mehr zielen, nicht mehr treffen; sie stritten um den Fang, da trat ein Hauptmann dazu, den Streit zu enden, und schlug ihm mit der flachen Klinge über den Kopf, daß er zusammenstürzte. Er ist tot, tot“, der Pater hatte die Ellbogen auf den Tisch gestemmt wie in einem Krampf, und sein ganzer Körper zuckte von unterdrücktem Schluchzen, „aber er kommt dennoch; das Volk will ihn, und deshalb muß er kommen. Wir verstehen noch zu kämpfen, Gabriel, wenn es der Herzog Alba auch leicht hatte, einzuziehen in Lissabon, nachdem ihm die Pest die Straße gekehrt hatte. Du bist sicherer als Philipp in seinem finstersten Schloß, und wär er im Escorial. Wir schlugen schon manche Schlacht, deren sich die Spanier nicht gern erinnern.“

Der Pastetenbäcker starrte nach dem Schänktisch hinüber, hinter dem die Wirtin, in einen schwarzen Wollschal gewickelt, mit offenem Munde schlief. Vor seinen Blicken tanzte eine Krone. Der Regen klatschte auf die Dächer des verlassenen schmutzigen Nestes in Altkastilien, das,



wie die Frau am Tisch, in einem blöden trostlosen Schläfe lag. Dann riß er den Blick zurück: „Es waren schon zwei ‚Könige‘ da. Der eine half als Galeerensklave die Armada in den Sturm rudern; dem andern schlugen sie zuerst die Hand und dann den Kopf ab, bevor sie ihn krönten.“

Der Pater fuhr auf: „Sie haben es verdient. Ein grüner Bursche von zwanzig Jahren und ein querköpfiger Bauer geben keinen König her. Aber du! Du kennst die Welt! Du sprichst französisch, sprichst sogar deutsch. Von den zwei Dummköpfen war einer der Sohn eines Ölhändlers in Alcobaga, der andere Sohn eines Bäckers in Villa da Praia; aber niemand kennt deine Eltern, du selbst hast sie nie gesehn. Gabriel, ich erschrak, als ich dich zum erstenmal traf in Lissabon; denn die lumpigen Soldatenkleider standen dir nicht, so wenig wie der Bäckerkittel. Dein Schritt geht anders, du verstehst dich zu bewegen; die Augen der Leute hängen an deiner Gestalt. Wer weiß, wer deine Eltern waren; vielleicht hast du das Recht auf einen Thron. Ich war der Prediger des Königs Sebastian, ich weiß, wie er aussah, wie er sich trug; du gleichst ihm auf ein Haar; wie du, würde er heute sein, wenn ihn nicht vor sechzehn Jahren der heidnische Hund erschlagen hätte. Gabriel, König! Ich beuge mich; ein Wort

von dir tötet Grafen und Fürsten, läßt Städte zittern! Du brauchst nur das zu tun und zu sagen, was man von dir hofft und glaubt; daß du nach der Schlacht im geheimen geflohen und in Algarve gelandet bist; daß du nicht wagtest zurückzukehren und mit der Schuld einer furchtbaren Niederlage auf deinem Gewissen in ein Kloster gegangen bist, um zu büßen; daß du nach der Erfüllung deines Gelübdes gekommen bist, um dein Land aus spanischer Herrschaft zu befreien und es von neuem zum Siege zu führen. Was die Menschen sich wünschen, das verraten ihre Prophezeiungen; und man braucht sich nur den Anschein zu geben, daß man berufen sei, diese zu erfüllen, um Herr und Heiland zu sein.“

Gabriel d'Espinosa strich sich sein feistes Gesicht und folgte dem rotblonden Spitzbart mit seinen fettigen Fingern, während er seinem schweren Körper eine straffere Haltung gab. Nun spielte der Pater seinen letzten Trumpf aus, jenes Projekt, das bestimmt war, das schwankende Phantasiegebäude gleichsam an seiner Spitze wieder mit der Wirklichkeit zu verbinden. In dem Kloster zu Madrigal, dessen Beichtiger er war, lebte eine Tochter des Don Juan d'Austria, die nach dem frühen Tode ihres heldischen Vaters in dieser tödlichen Stille büßen mußte für Don Juans

schnellen Ruhm; denn der düstere Einsiedler im Escorial konnte es seinem Halbbruder nicht verzeihn, daß er als Jüngling bei Lepanto wagemutig vorwegnahm, was ein König nur schwer, mit dem Opfer eines ganzen Lebens, oder auch niemals eringt. Diese einsame Frau hatte der Pater längst zum Mittel in seinem Werke gemacht: als Gattin von fürstlichem Geblüt sollte sie dem neuen König um so rascher zur Anerkennung verhelfen.

Und schon zog Miguel dos Santos eine Miniatur hervor, die eine freie, hoheitsvolle Stirn, ein Paar arglose und doch glühende Augen, blasse und doch volle Lippen zeigte; und schon hielt er sie dem andern vor das rote Gesicht. Doch der Pastetenbäcker, der eben angefangen hatte, sich an den Plan des Paters zu gewöhnen und ihn mit seinem langsamen, aber nicht ungeschickten Verstand in das Weltbild einzuordnen versuchte, das er sich auf seinem ruhelosen Wanderleben, in tausend Wechselfällen des Glücks geformt hatte, erschrak, als sei er plötzlich aus einem Traume erweckt und vor ein hartes Tagwerk gestellt worden.

Die ganze Vermessenheit seiner Gedanken kam ihm vor diesen edeln Zügen zum Bewußtsein; die Unmöglichkeit, in der Haltung eines Königs durch Säle und Paläste zu schreiten, das Wort

an Fürsten und Große zu richten. Er wagte nicht, das Bild anzufassen, das in der erregten Hand des redenden Paters vor ihm auf und nieder zitterte; ja, es überkam ihn ein solcher Unwille, daß er am liebsten aufgesprungen wäre und den schmutzigen Raum verlassen hätte, in dem er schon die dritte Nacht nach seiner Ankunft in Madrigal mit einem Besessenen vergeudet hatte.

Aber da brodelte es schon wieder in seinen Ohren und half seiner gefallen Eitelkeit auf: ob er nicht immer Glück gehabt habe bei den Frauen? Welche ihm wohl bisher widerstanden habe und warum ihn die Prinzessin nicht lieben solle? Fürsten würden nur von Namen gemacht; überdies sei Anna d'Austria, ob auch habsburgischen Stammes, nur die Tochter eines Bastards und selbst nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt. Sie verabscheue Philipp, wie er ihren Vater verabscheut habe; sie verlange nach der Welt und werde dem Kloster lieber heute als morgen entfliehn.

Nachdem Miguel dos Santos mit solchen Worten das Verlorene wieder zurückgewonnen hatte, scheute er sich nicht, eine Bemerkung über die widerwillige Keuschheit der Nonnen zu machen, von der er als Beichtvater wohl ein Lied zu singen wisse; und auf den eigenen Reiz anzuspielen,

den es für einen Erfahrenen haben müsse, eine an der Wende der ersten Jugend stehende, von Klostermauern bewahrte Unschuld zu besiegen. Dem Lauschenden schoß das Blut unter die hellen dünnen Haare; von zwei Feuern bestürmt, gab er seinen prüfenden Widerstand auf und öffnete den hereinbrechenden Träumen das Tor; zwischen einer Königskrone und der Liebe einer schönen, stolzen Nonne schwankend, glaubte Gabriel d'Espinosa zum mindesten des einen dieser beiden Güter sicher zu sein und seine Einwilligung zu einem gefährlichen Spiel und Abenteuer nicht unbezahlt zu geben.

Es galt nur noch, einem Mädchen, Ignez Cid, das er seit Jahren mit sich führte, und dem Kinde, das sie ihm vor kurzem geboren hatte, eine Rolle zuzuteilen und auch seinen zwanzigjährigen Sohn, den er in Valladolid untergebracht, in das künftige Königreich einzuführen. Hoffte er durch die Nähe von seinesgleichen eine Art Heimat mit hinüberzunehmen in die kalte Fremde der Paläste? Aber der Pater sah das Bedenkliche dieses Wunsches nicht; vor seinen Augen flirrte das Ziel, dem die Menschen willenlos unterlagen: wen immer er antraf, machte er zum Werkzeug in seinem phantastischen Plane. Ignez wurde von der Mutter zur Amme des kleinen Mädchens,

das dem König von einer hochadligen Dame geschenkt worden war; den Sohn Espinosas ließ Miguel in einer blitzartigen Kombination zum Bruder der Prinzessin werden, von dem sie bisher noch nichts gehört haben sollte. Ihn hoffte er auf eine doppelte Weise zu nutzen, da er annahm, daß Anna d'Austria sich leichter zur Flucht aus dem Kloster entschließen werde, wenn sie sich statt unter den Schutz des ihr noch nicht ange-  
trauten Königs unter den Schutz eines fürstlichen Bruders begeben könne.

In fliegender Eile und fast ohne inneren Anteil hatte Miguel dos Santos diese Hirngespinnste um den Taumelnden geworfen, dem damit die altgewohnte Ordnung seines Daseins völlig verkehrt worden war; dann stürmte er, ohne sich umzusehen, fort, den neuen König von Portugal in der Schänke allein lassend.

Der ehemalige Prediger des Königs Sebastian sah, fortgerissen von seiner großen Mission, betäubt schon von den Klängen des Befreiungsfestes in Lissabon, die zerfallenen Häuser nicht mehr, auf die der erste Schein eines trüben Tages fiel; er achtete auf die tiefen Löcher der Straße nicht, in deren grauen Wasserspiegeln ein verdrossener Himmel lag. Zu Hause fand er den Brief eines ihm befreundeten portugiesischen Arztes vor,

der sich in Valladolid vergebens um eine Praxis bemüht hatte und ihn ratlos und verzweifelt um Hilfe anging. Miguel dos Santos erinnerte sich sofort eines mysteriösen Erlebnisses, das sein Freund vor einigen Jahren in Portugal gehabt hatte, und fand, daß ihm, seit er den Pastetenbäcker für sich gewonnen hatte, die Umstände des äußeren Lebens auf eine überraschende Weise entgegenkamen.

Denn jener Arzt wurde eines Tages in eine kleine Stadt in der Nähe von Porto zur Witwe des bei Alcacer-Kibir gefallenen Kronfeldherrn des Königs Sebastian gerufen, dort in einen geschlossenen Wagen gebracht, dessen Fenster verdeckt waren und sich auch von innen nicht öffnen ließen, und auf einem ihm völlig unbekanntem Wege in ein Bergschloß gefahren; in einem verdunkelten Gemach harrte ein Verwundeter seiner Pflege; aber niemals, selbst nicht unter dem Messer des Arztes, nahm der Kranke das verhüllende Tuch vom Antlitz; niemals formten seine stöhnenden Lippen ein Wort. Der Arzt gestand, daß er ihn nur mit Schauern berührt hatte: wer anders konnte der geheimnisvolle Leidende gewesen sein als der König Sebastian? Ohne sich zu besinnen, schrieb der Pater seinem Freunde, daß es in Madrigal und der ganzen Umgegend schon lange an einem

tüchtigen Arzt fehle, und daß er ungesäumt hierher kommen solle, wenn er nach einem reichen Lebensunterhalt suche.

Dann verfaßte er ein langes Schreiben im bilder- und-tränenreichen portugiesischen Stil an die Gemeinde der Sebastianisten in Lissabon. Der Ersehnte sei wiedergekommen, um nach sechzehnjähriger Finsternis einen niemals gesehenen Glanz über sein Land zu verbreiten; die harte Buße, der er sich unterworfen, habe ihn geläutert; der Anfang des fünften Imperiums, des portugiesischen Weltreichs, der irdischen Seligkeit sei gekommen. Er verfiel in biblischen Tonfall, säte Prophezeiungen aus und deutete ihre nahe Erfüllung gleichzeitig an; füllte eine Seite mit Klagen über das unter spanischer Herrschaft seufzende Portugal, zog dann alle Glockenstränge sicheren Triumphes, warf ein grelles Blitzlicht des Hasses über den Stummen im Escorial und endete mit einer Schilderung des Wiedergekehrten, die den Pastetenbäcker in die höchste Sphäre von Gottheit und Heldentum erhob.

Natürlich vergaß er nicht, der fürstlichen Gemahlin des Königs Erwähnung zu tun und die Sicherheit zu preisen, mit der ein neues kraftvolles Herrschergeschlecht erwartet werden dürfe; denn es war gerade die tiefe Abneigung des



Königs Sebastian gegen Frauen gewesen, die den Thron ohne Erben gelassen und Philipp II. überliefert hatte.

Nach dieser Probe seiner poetischen Begabung, über die der Pater als echter Portugiese verfügte, setzte er eine knappe und ergebene Botschaft an Dom Antonio, einen Bastard des erloschenen Königshauses auf. Dieser, der seine geringen Rechte auf den Thron fast schon völlig eingebüßt hatte durch die Schwäche und Ratlosigkeit, mit denen er sie verfocht, wartete in Paris, im Kreis eines imaginären Hofstaats, auf eine Gelegenheit, ohne Mühe und mit Ruhm in Portugal einzuziehen. Der Pater berichtete, daß er einen neuen und durch Aussehen wie Umstände besonders geeigneten Prätendenten gefunden und ihn mit Anna d'Austria verheiratet habe. Die Vorbereitungen zum Einzug in Portugal seien im Gange, der erste Erfolg bei der großen Unzufriedenheit über das spanische Regiment und dem starken Glauben des Volkes an den Wunderkönig nicht zu bezweifeln. Sobald die Anhängerschaft stark genug geworden, das ganze Volk aufgerührt sei, solle Dom Antonio zurückkehren, den Prätendenten und seine Gattin als Betrüger entlarven, sich selbst an die Spitze der Bewegung stellen und das Werk der Befreiung vollenden. Im Notfalle

könne der falsche König, nachdem man ihm seine Maske genommen, leicht durch ein Gewaltmittel entfernt werden, da kein Hahn nach ihm krähe. Denn ein Märchen allein bringe die Portugiesen zur Tat; und die Freiheit ziehe in dieses Land nicht anders wieder ein als in der Gefolgschaft einer Lüge.

Es war längst Tag geworden; in den Ohren des Schreibenden dröhnte etwas von dem großen Sturm, der um den Sturz und den Aufstieg von Königreichen weht; in der simpeln Kammer des schmutzigen Pfarrhauses von Madrigal hielt er wie durch Zaubergewalt die Fäden in der Hand, an denen das Schicksal zweier Nationen, unzähliger Menschen hing: nur weil sein allmächtiger Wille danach verlangt, weil seine Phantasie rücksichtslos die Welt bezwungen hatte. Der Ort, wo in Jahrhunderten nichts geschah, vor dessen niedern Häusern eben die Hirten mißmutig ihre noch feuchten Pelze überwarfen, wurde über Nacht zur Szene einer großen Tat, zum Mittelpunkt des Geschehens.

\*

\*

\*

Donna Anna, die Nonne, die auf diese Weise mit einem unbekanntem Manne verbunden und mitten zwischen zwei verfeindete und sich hassende Völker gestellt worden war, ohne es zu wissen, be-

merkte, als ihr Beichtvater sie am Nachmittag besuchte, die noch nicht beruhigten Wellen seiner Erregung. Niemals, antwortete er auf ihre Frage, könne er die große Zeit vergessen, die er in seinem Vaterlande erlebt habe; und vor der atemlos Lauschenden ließ er den unerhörten Glanz erstehn, in dem König Sebastian vor sechzehn Jahren nach Afrika ausgefahren war.

Der Patriot erstickte in sich den leidenschaftlichen Groll, den er noch immer gegen den knabenhaften König und sein unüberlegtes Spiel empfand; kein Wort rührte an die Torheit jener Unternehmung, die dem Reiche seine letzte Kraft und seine Freiheit gekostet hatte: mit allen Farben einer zum höchsten begeisterten Idealität malte Miguel dos Santos den Zug des Träumers aus als Kreuzzug einer zum Schutze des Christentums berufenen Nation gegen heidnische Falschheit und Übermacht.

Alle jene heroischen Szenen, die das zerschlagene Volk später erdichtete, um seinen Untergang zum mindesten glänzend und beklagenswert zu machen — denn die Klage entschädigt den Portugiesen für die verlorene Macht — wirbelten durch den engen Raum, vor dem das kahle Geäst eines Feigenbaums durch die Regenschleier tastete. Donna Anna hörte zu, ohne zu sprechen; es war, als sauge sie die Worte

in sich hinein, um sie zu einem noch wilderen Leben zu erwecken; als geschähen die Ereignisse in ihrem Innern noch einmal in rasender Schnelle, getrieben von dem Temperament dessen, der sprach, erfüllt von dem suchenden, begierigen, unverbrauchten Leben in ihr selbst.

Sie klammerte sich an die Namen, verhaftete sich in jeder einzelnen Gestalt, schloß die Augen, um besser der Landung des glänzenden Heeres in Tanger folgen zu können, bebte über den Kampfesmut des Königs und sank zusammen in der Schlacht. Endlich fragte sie nach Sebastians Tod, nach seinem Grabe; der Pater schwieg, klagte, schien irgend eine Hoffnung anzudeuten, die er verwischte, aber doch nicht auslöschte und langsam und unbestimmt wieder nachzog in ihrer rätselhaften Kontur, während er weitersprach über das verlorene Portugal, über Philipp, in einem zweideutigen Tone, der Lob wie Tadel anklingen ließ.

Dann gedachte er plötzlich Don Juans d'Austria mit glühenden Worten und feierte ihn als einzigen Helden, der größer gewesen als Dom Sebastian; sein Vorbild habe den jungen König zu seiner Kriegsfahrt hingerissen; der Sieger von Lepanto sei der Gott des unglücklichen Helden von Alcacer-Kibir gewesen. Der Erzähler vergaß es nicht, in einer Klage auszuschwingen über den raschen

Untergang so großer Namen, deren einer nicht einmal vererbt worden sei, während der andere zwar noch dauere, aber doch der Erde nicht mehr angehöre.

Am folgenden Tage erzählte der Pater von der kopflosen Verzweiflung, in welche die portugiesische Hauptstadt durch die Nachricht von der Niederlage bei Alcacer-Kibir und das Verschwindensein des Königs versetzt worden war; dann, als er sich anschickte, die Trauerrede vorzutragen, die er als Prediger des Gefallenen gehalten hatte, stockte er plötzlich und schüttelte mehrmals den Kopf, als könne er seine eigenen Gedanken nicht verstehn. Stürmische Fragen entlockten ihm endlich eine fast schon vergessene Erinnerung. Als er eben über dem ungeheuern Menschengedrange stand, drang die Stimme eines Unbekannten aus nächster Nähe der Kanzel zu ihm empor mit der eindringlichen Warnung, seine Predigt auf das genaueste zu bedenken; denn der, den er und alle für tot hielten, sei nicht nur am Leben, sondern er befinde sich selbst unter der Trauergemeinde und achte auf jedes Wort. Er werde nichts von dem vergessen, was man über ihn sage; und es komme die Zeit, wo er belohnen und bestrafen werde.

Flüsternd, mit fast nicht gehorchender Stimme, verriet nun Miguel dos Santos die geheimsten Hoff-

nungen seines Volkes, bis sich um das strahlende Bild des Helden ein mythisch-göttlicher Schleier webte und die Nonne unter den Schauern eines irdisch-jenseitigen Geheimnisses erschrak.

Darauf besuchte sie der Pater mehrere Tage nicht. Anna d'Austria, die eine leidenschaftliche Träumerin war, vergaß das Kloster und alles, was sie umgab. Die Welt ihres Vaters brach auf sie herein. Sie ahnte in diesen Tagen, was er gewesen sein mochte, dessen Name allein einen König verführte, sich selbst, ein gewaltiges Heer, sein ganzes Land einzusetzen und zu verlieren, nur um jenem zu gleichen. Gebet und Messe wurden ihr schal; sie begriff es nicht mehr, warum sie in diesen Mauern eingeschlossen war, was sie je darin gesollt; sinnlos erschien ihr diese Stille, in der die Jahre und Generationen lautlos verschwanden, während ein einziger Tag, eine halbe Stunde in engster Grenze Unermeßlichkeiten enthielten und genügten, einen Menschen unsterblich zu machen, ein Volk zu vernichten. Als die heftigste aller Versuchungen erwies sich ihr die Tat.

Sie verstand zum erstenmal, was es heißen mochte, zu handeln, zu wirken, den Widerhall des eigenen Willens zu vernehmen und seine Kraft zu erproben. Anna d'Austria handelte mit Leidenschaft;

sie trieb Helden zu Schlachten an und stand neben ihnen, während die Heere aufeinander schlugen; sie rief ihnen fiebernde Worte zu, wenn sie ermatten wollten; sie sprach zu kampfbereiten Soldaten. Sie stand auf den Schiffen ihres Vaters fern im südlichen Meer, und gab, fast überwältigt und doch mit klarer Stimme, den Befehl zum Angriff; sie war Königin und erklärte Krieg.

Grübelnd über ihre Gefangenschaft verstand sie den Sinn längst verklungener Worte, enträtselte sie das blasse leblose Gesicht Philipps, den sie nur einmal, als Kind gesehn hatte, als sie in Avila war; langsam glitt der König in seinem Wagen vor den haßerfüllten Türmen und zinnenbewehrten Mauern vorüber: der wahre Herr dieser Stadt, ebenso düster und unergründlich wie sie. Die Frau aber, deren Leben gefangen war im Stein, entdeckte eine gewaltige Kraft zu hassen in sich; und wie sie glaubte, daß ihr Vater gehaßt worden sei, so haßte sie wieder.

So fand Miguel dos Santos die Nonne schon außerhalb der klösterlichen Zurückgezogenheit, ob auch die alten Mauern sie noch gefangen hielten, als er ihre Zelle wieder betrat und mit dem Anschein eines auf ihm lastenden erschreckenden Geheimnisses die ihm entgegentürzenden Fragen erstickte. Nachdem er durch ein feier-

lich verlangtes Versprechen zu schweigen die Erwartung der Zitternden aufs höchste gesteigert hatte, vertraute er ihr die erlangte Kunde an: der König Sebastian lebe, und sie selbst könne sich in wenigen Augenblicken aus dem Bericht eines Arztes, der ihn behandelt habe, davon überzeugen. Anna d'Austria, der zumute war, als stoße plötzlich der Sturm der Welt die Tür ihrer Kammer auf, um durch die zerklirrenden Scheiben wieder hinauszujagen ins Freie, sprang auf: „Er lebt! Und er vergißt sein Land, läßt es an Philipp fallen, sieht das sechzehn Jahre mit an, ohne die Hand zu regen? Wo ist er, wo war er? Wer hält ihn gefangen? Warum erinnert er sich nicht? Sollte der Held von Alcacer-Kibir es nicht wagen, für sein Erbe zu streiten und lieber dafür zu sterben, als es befleckt und zertreten zu sehn? Sein Volk, sein Adel, tun sie denn nichts?“ Vielleicht ahnte der Prediger in diesem Augenblick zum erstenmal, daß die Kräfte, deren er sich bediente, stärker waren als er geglaubt; doch gelang es ihm noch, die Unerfahrenheit der Nonne mit Andeutungen unergründlicher, unheilvoller Geheimnisse, die das Leben des Königs belasten sollten, zu täuschen. Mit Schauder hörte sie die Erzählung des Arztes an, die dieser, ein leidenschaftlicher Verehrer des Wiederkehrenden, vor-



sichtig und ehrfurchtsvoll vorbrachte, als sei es ihm vergönnt gewesen, den Leib des Heilands zu berühren, und als dürfe er nicht ungestraft von dieser Gnade sprechen.

Wie immer die eigene Person der Mittelpunkt der Welt ist, in der wir leben, so halten wir es auch nicht für verwunderlich, wenn die großen Entscheidungen in unserer Nähe fallen, ja wenn wir selbst in sie verwoben werden. Anna d'Autria, die in ihrer Phantasie den Gang von Feldzügen und Schlachten bestimmte; die sich den Ablauf der Weltgeschichte nicht mehr vorzustellen vermochte, ohne daß ihre eigenen, nur der Gebetbücher und der Kerzen gewohnten Hände lenkend in sie eingriffen, glaubte mit dem ganzen Verlangen ihres hungernden Lebens, als der Pater ihr wenige Tage später die Ankunft des Königs Sebastian in Madrigal verriet. Ohne den mindesten Zweifel ging sie der welthistorischen Begegnung des Königs von Portugal mit der Tochter des Siegers von Lepanto entgegen, die sich in dem plötzlich zu höchster Bedeutsamkeit erhobenen Kloster abspielen sollte.

Da ihm eine Unterstützung aus Portugal noch nicht zugegangen war, so hatte Miguel dos Santos aus eigenen Mitteln die Kleider eines spanischen Landedelmanns beschafft; größer noch war seine

Mühe gewesen, den schon stolz gewordenen Pastetenbäcker an die neue Gewandung zu gewöhnen. Freilich war die Seide der Strümpfe schlecht, und das Futter des Mantels erregte so sehr das Bedenken des Paters, daß er den König inständig bat, seine Arme ruhig zu halten und das Tuch nur vorsichtig über die Schulter zu schlagen, ohne die Innenseite sehn zu lassen. Er selbst färbte die wenigen grauen Haare, die wie aus zu dünn gesätem Samen aus dem roten Schädel keimten, rötlichblond und rasierte die harten Stoppeln weg, so daß nur der Kinnbart, der vom vielen Streichen der runden Hände weich und glänzend geworden war, über dem hohen Kragen stand; den Gürtel unter dem Wamse zog er so eng wie möglich, um den König zu zwingen, sich noch stolzer und aufrechter zu halten, als es ohnehin seine Gewohnheit war.

Gabriel d'Espinosa ließ sich alles mit Freuden gefallen und nahm, nachdem er sein Spiegelbild betrachtet hatte, die Lobsprüche des Paters, die ihn noch sicherer machen sollten, als wohlverdient hin. Er war an diesem Tage überzeugt, daß ihm die Nonne nicht widerstehen könne und daß auch die Krone seinem Kopfe wie angemessen passe. So stand er inmitten der düstern Halle, die zu ebener Erde sich rechts von der Eingangspforte

des Klosters erstreckte und von dieser durch ein Glasfenster getrennt war, hinter dem die Pförtnerin saß.

Da Donna Anna als Prinzessin besondere Vorrechte genoß und nicht dem strengen Zeremoniell des Ordens unterworfen war, so hatte sie mit Hilfe des Paters die Zusammenkunft vorbereitet und eine Vertraute an die Stelle der Pförtnerin gebracht. In fliegender Erregung folgte sie dem Voranschreitenden, der, als sie vor der Halle angekommen waren, die Tür vor ihr öffnete und sie zuerst eintreten ließ. Sie stockte; vor ihr stand ein starkbelebter Mann in steifer Haltung mit nach unten verbreitertem, fast eiförmigem Gesicht; unter seinen Augen bogen sich tief einschneidende Linien, deren Schatten die Dunkelheit noch verstärkte. Seine Blicke liefen über ihre Gestalt, prallten an ihren Augen ab und blieben in einer Ecke der Halle stehn, so daß sie ihn betrachten konnte, ohne seine Verteidigung befürchten zu müssen.

Zuerst wollte sie fliehen; ja sie hörte auf das deutlichste eine Stimme, die ihr so befahl. Die stumpfe Körpermasse des Mannes, sein kurzer Blick flößten ihr Widerwillen, fast Ekel ein; sie hatte Könige für blaß gehalten und erschrak über die derbe Röte seines Gesichts. Dann bemerkte

sie, daß er verlegen war, wie vielleicht ein Heimkehrender sein mochte, der in der Heimat die Schmach seines Unglücks doppelt peinigend fühlt; fast spürte sie Mitleid, aber die Entfernung schien ihr unüberwindlich, als müsse sie einer Kraft entgegengehn, die sie heftig bestritt. Plötzlich fühlte sie, daß in ihr das ungeheuere Bauwerk ihrer Erwartungen ins Wanken geriet, und in derselben Sekunde löste sie ihren Schritt, ging sie sicher auf ihn zu und sank vor ihm zu Boden: „Majestät.“

Gabriel d'Espinosa erbebte wie niemals unter der Berührung einer Frau, als er den Saum ihres Gewandes über seine Schuh streichen fühlte. Er warf dem Pater einen Blick zu und traf in zorn-glühende Augen, die aus dem Dunkeln der Türnische flammten; dann beugte er sich und hob die Kniende stammelnd auf. Durch seine Arme jagte Feuer in seinen Leib. Er wagte nicht, in ihr Antlitz zu sehn.

Der Pater sprach zwischen den beiden wie ein Dolmetsch und übersetzte ihre unsichern Worte. Endlich fanden sie sich in ihre Rollen: Anna d'Austria sprach zu einem König; Gabriel d'Espinosa erinnerte sich, daß er es übernommen hatte, ein König zu sein. Verwirrt erwähnte er große Pläne, die ihn beschäftigen sollten; und die Prin-

zessin bemühte sich, eine verständliche Zurückhaltung, die in der Dunkelheit seiner Worte zu liegen schien, zu zerstreuen. Nach kaum einer halben Stunde, als sich die Erregung gerade beruhigt hatte, hielt es Miguel dos Santos für geboten, das Gespräch abubrechen und die Prinzessin ihrem Eindruck zu überlassen, bevor er eine neue Wandlung erfuhr.

Dennoch gab ihm der ungünstige Eindruck zu denken, den die Prinzessin anfangs von dem falschen König empfangen hatte. Die Aussicht auf ein heroisches Opfer mochte viel vollbringen in der Tochter Don Juans; ob sie aber bereit wäre, einem Manne sich hinzugeben, den sie nicht nur nicht liebte, dessen Nähe sie schon als eine Entwürdigung empfand: diese plötzlich aufgetauchte Frage wagte Miguel nicht zu lösen. Und wie er vergeblich suchte nach einem Mittel, diese Frau zu binden, die, wie es schien, gerade als Frau nicht zu binden war, verfiel sein Spürsinn in glücklicher Stunde auf d'Espinosa's Kind. Bevor er noch ein zweites Zusammentreffen zwischen seinen Opfern erfolgen ließ, erzählte er der Nonne von dem unglücklichen verwaisten Mädchen, das schon von seiner Geburt an dem dunkeln Verhängnis des Vaters ausgeliefert und ohne Heimat und Mutter sei. Sie verlangte, es zu

sehen; und am folgenden Tage trug die als Amme gekleidete Mutter, auch jetzt die blinde Dienerin ihres Geliebten, das kleine Wesen in die Zelle.

Anna d'Austria hatte niemals ein Kind in ihren Armen gehalten. Als sie zum erstenmal wagte, es an ihre Brust zu drücken und die Wärme seines Lebens an ihrer Wange fühlte, erstaunte sie über die Verwandlung in ihrem Innern. Eine Seligkeit, die sie nie geahnt, keimte in ihr empor und überwältigte die ganze Kälte ihrer Vergangenheit in einem Augenblick. Sie wußte nicht mehr, wie sie bisher gelebt hatte mit trockenen Augen und verschlossenem Mund, ohne je etwas Lebendiges zu fühlen: es seien denn die blassen Finger einer Nonne in ihrer eigenen kühlen Hand. Der Überfluß ihrer Empfindung strömte über die körperlichen Grenzen hinweg und ließ sie fühlen, ohne zu berühren: so daß sie die ganze schlafende Wärme des Kindes spürte, wenn sie die Spitzen ihrer Finger über es hingleitete ließ, ohne seine mattschimmernde Haut zu streifen.

Verzückt saß sie über seinem Schlummer, ohne den Blick von den fast durchsichtigen Augenlidern zu wenden, die oft krampfhaft geschlossen schienen, als fürchteten sie das Licht; oder sie sah, die selige kleine Last auf ihrem Schoß, auf das graue versponnene Geäst des Feigenbaums,

an dem noch keine Knospe sich zeigte und durch den doch schon die Säfte neuen Laubes und neuer Früchte trieben. Nicht die geringste Regung des Lebens entging ihr an dem geheimnisvoll pulsenden kleinen Leib; und sie verstand sich bald besser als die Mutter auf die schweigsamen Wetterzeichen der Freude und der Qual. Eines Tages wurde sie von einem vollen Lächeln beglückt, das rein und leicht aus der Tiefe der Schlafgebundenheit stieg, und in dieser Seligkeit wünschte sie auch den zu umarmen, der das Kind ins Leben gerufen hatte.

Es drängte sie, ihren Reichtum zu verschenken, und sie hatte keinen als das stumme schlafende Kind, das ihre strömenden Worte nicht verstand. Noch einsamer als je durch die Fülle in ihrem Herzen, die großen Bilder vor ihren Augen, hörte sie schweigend, mit geschlossenen Lidern, die Werbung des Königs an, mit der sie der Pater eines Abends überfiel. In ihr tobte ein ungeheurer Tumult. Es bot sich ihr ein Thron, aber noch viel mehr: der Kampf um einen Thron; die Eroberung eines geraubten Königreiches im Namen dessen, der es nach altem Rechte besitzen mußte; die Vergeltung eines Unrechts, das an dem portugiesischen König, aber auch an ihr selbst geschehen war, die man seit frühester

Jugend gefangen hielt. In die fruchtlose Stille vergangener Jahre, die erstickend auf ihr lag, dröhnten die Fanfaren großer Siege; wieder sah sie ziehende Soldaten und sich selbst zu Pferd an ihrer Spitze. Ihr Traumverlangen hatte sich längst des Werbers bemächtigt und seine Züge verändert. Die furchtbare Last tatloser Zeit schien ihn noch zu bedrücken; so wie sie selbst dumpf und taub unter ihr dahin gelebt hatte, bis sie erwacht war. Wie er nach namenlosem Leiden sich erhob, um sein Erbe zurückzugewinnen, so erinnerte sie sich des Vermächtnisses, das ihr mit dem Blute des Vaters überkam; sie fand eine Ähnlichkeit zwischen ihren Schicksalen, die sie erschütterte.

Sie willigte ein. So unwiderstehlich war die Verlockung, daß sie allen Lügen glaubte, deren es bedurfte, um ihr ganz auf Wünsche und Träume gegründetes Dasein von neuem zu befestigen: daß der König bereits eine kirchliche Dispens in Händen habe, die ihren Austritt aus dem Kloster und ihre Eheschließung gestatte; daß aber dennoch alles in größter Heimlichkeit geschehen müsse, um keinen Verdacht bei den spanischen Behörden zu erregen; ja sie glaubte auch, daß der König in Valladolid ihren Bruder angetroffen habe und ließ diesen Unbekannten, von dem sie



bis zur Stunde noch nichts erfahren hatte, als einen willkommenen Helfer eintreten in ihr Leben. Jubelnd, als käme nun erst das Glück herab, bestürmte sie den betretenen Pater: wie alt ihr Bruder sei; ob er seinem Vater gleiche; ob er lieber auf dem Meere diene oder im Heer; ob er schon Schlachten mitgefochten habe. Es wurde bestimmt, daß der König den Prinzen so bald wie möglich nach Madrigal kommen lassen solle, damit sie gemeinsam den Zug nach Portugal antreten könnten.

Am folgenden Tage fand die zweite Begegnung des Pastetenbäckers mit der Prinzessin statt. Um ihren königlichen Verlobten würdig zu empfangen, hatte Donna Anna das große, mit Edelsteinen besetzte Kreuz umgelegt, das noch ein Vermächtnis ihres Vaters war; in der Hand trug sie in einem Kästchen die goldene Kette, die der Kaiser dem Sieger von Lepanto gesandt hatte. Gabriel d'Espinosa stand arm, mit leeren Händen, am Eingang der Halle. Der Pater sprach tönende Worte von der Liebe der Könige, von beglückten Völkern und unvergänglichem Ruhm, während die beiden sich entgegenschritten, Donna Anna stolz und gemessen; der Pastetenbäcker wie ein pathetischer Held auf einer nicht sehr guten Bühne.

Sie begegneten sich fast in der Mitte, etwas näher der Tür, aus der Donna Anna gekommen war. Der Mann sank schwer vor ihr nieder, daß die Lederriemen seiner Gewandung knirschten. Sie nahm aus dem Kästchen, das sie dem Pater überließ, die Kette und hing sie dem Knienden, ohne ihn zu berühren, um den Hals. Als er aufstand, näherte sich sein Gesicht dem ihren; sie streckte ihm hastig ihre Hände entgegen und duldete es für einen Augenblick, daß er sie mit Küssen bedeckte.

Sie saßen mit dem Pater auf der Bank nahe den Fenstern. Die Prinzessin fragte nach ihrem Bruder und hörte, daß der König ihn aufrichtig liebe. Der Pater lenkte das Gespräch auf Portugal; doch er hatte Mühe, die schnellen Fragen Donna Annas nach der Größe des Landes, der Anzahl der Städte, dem Umfang der Provinzen, dem Charakter der Bevölkerung zu beantworten. Fast vergaß sie die Anwesenheit des Königs; so heftig verfolgten ihre Gedanken das neue Ziel, dem ihr Leben unwiderruflich nachstürzen mußte. Sie nahm Portugal in Besitz, als gehöre es ihr allein. Schon suchte ihre Phantasie auf Wegen vorzudringen, die sie nie betreten hatte; in rätselhaften Landschaften sich zu bewegen, seltsame Bauwerke zu umfassen, Küsten entlang zu gleiten und das

Meer zu überschauen, diesen großen Schauplatz ihres Vaters, dessen Weite sie noch niemals bedrängt hatte.

Plötzlich spürte sie, daß sie mit dem stumpf atmenden Manne an ihrer Seite allein war. Aus den Ecken der Halle kamen die Schatten. Sie flüchtete sich zu der Unschuld des Kindes und sprach von ihm; gleichzeitig aber witterte sie in dem Gegenstand ihrer Worte die Gefahr, vor der sie floh. Sein Arm streifte ihren Rücken; es rann durch alle Fasern ihres Körpers, aber sie bewegte sich nicht.

Dann fühlte sie, wie seine linke Hand sich unter ihrer Achsel hindurchschob und ihre zuckende Brust berührte. Ihre Augen schlossen sich halb; sie empfand auf ihrer Wange die dunstige Hitze seines Gesichts. Da fiel ihr beschämter Blick auf die Hand an ihrer Brust und gewahrte dicke, fast geschwollene rote Finger, deren Fleisch über die kurz geschnittenen Nägel quoll. Wie eine Feder von Stahl sprang sie aus seinem Arm. Gabriel d'Espinosa brachte kein Wort hervor. Der Pater stürzte herein und sprudelte den Abschied heraus an Stelle des Scheidenden.

Von diesem Tage an verlor Miguel dos Santos die Führung der Ereignisse in Madrigal. Die Prinzessin erklärte, daß sie der Bekanntgabe ihrer

Verlobung nichts entgegenzusetzen habe, sofern sich der König durch sie eine raschere Anerkennung bei seinem Volke verspreche, das schon vor der Schlacht von Alcacer-Kibir seine Verheiratung dringend gefordert hatte; daß sie sich aber einzig und allein um ihrer tätigen Teilnahme an seiner Unternehmung willen zur Vermählung entschlossen habe. Sie wünsche darüber unterrichtet zu werden, was bisher getan worden sei; wie und mit welchen Mitteln man Portugal Philipp II. entreißen und seinem rechtmäßigen Herrscher wieder unterwerfen wolle.

So sah sich der Pater genötigt, ihr Rede zu stehn und seine Pläne zu entwickeln. Sie hörte ihn gespannt und leidenschaftlich an; warf hundert Fragen dazwischen und formte zäh und unermüdlich ihre Vorstellungen nach der ihr langsam bekannt werdenden Wirklichkeit. Fiebernd erwartete sie die Antwort auf die nach Portugal abgegangene Botschaft des Paters; und als endlich ein überschwengliches Huldigungsschreiben eintraf, auf dem viele hundert Unterschriften den Wiedergekehrten bedingungsloser Hingabe versicherten, konnte sie nicht verstehn, warum der König noch zögerte.

Während solcher Unterredungen saß der Pastetenbäcker mit stumpfer Zurückhaltung am Tisch,

geborgen in seinem plumpen Spiele einzig durch die Unerfahrenheit einer Nonne. Zuweilen hingen seine Augen bewundernd an der Frau, hinter deren weißer Stirn die Gedanken sich jagten, phantastisch wie seine eigenen, aber so entschieden und gebieterisch, mit einer so strengen spanischen Konsequenz, daß er nichts zu erwidern wagte und mit wachsender Furcht in die Wirbel des Schicksals sah. Seine Wünsche erkühnten sich kaum noch, sie verstohlen zu betasten; es war ihm, als ob sie ihn verdränge und vernichte. Oft fürchtete er, daß sie den Glauben an sein Königtum schon verloren habe; und er selbst vermochte es nicht, ihn in ihrer Nähe zu erhalten. Sobald er sie aber verlassen hatte und in seine Schänke zurückgekehrt war, erinnerte er sich der flüchtigsten Berührung ihrer Hand wie eines verdienten glühenden Liebeszeichens, und von der Höhe unbegrenzter Macht und Vornehmheit sah er auf die lärmenden Eseltreiber herab, die über weinbefleckten Tischen lagen.

Bald darauf langte ein mit reichlichen Mitteln versehener Gesandter der Sebastianisten in Madrigal ein. Es war ein kleiner Marques mit verhängten Augen und vollen Lippen, der den Pater als Retter des Vaterlands stürmisch und weinend umarmte und sofort in dem Pastetenbäcker den

Helden von Alcacer-Kibir mit mystischen Schauern erkannte.

Donna Anna, die aus seinem Munde zum erstenmal sich Königin nennen hörte, vermochte ihre Ungeduld nicht länger zu meistern. Alle Einwände des Paters fruchteten nichts; sie verlangte, das Kloster ungesäumt zu verlassen und den Einzug in Portugal anzutreten. Vergebens beteuerte Miguel dos Santos, der aus Paris Befehle seines säumigen Herrn erwartete, daß die Zahl der zur Verfügung stehenden Truppen noch zu gering sei: der Gesandte stand auf der Seite der Prinzessin und war überzeugt, daß Tapferkeit und Mut, daß das geschehene Wunder selbst die fehlende Heeresmacht ersetzen. Der Pater, der nur rechnende Klugheit einzusetzen hatte, wurde von besinnungsloser Begeisterung überstimmt; der König, dessen Ratlosigkeit und geheime Verdüsterung niemand bemerkte, schloß sich den Stärkeren an.

In einer wilden Regennacht verließ die Prinzessin das Kloster, gefolgt von einer vertrauten Nonne, auf deren Mitgehen sie auf das festeste bestand. Der Ort war dunkel, als sie ihn zum letztenmal durchfuhr; kein Licht qualmte mehr in den Hütten; und ob die Welt sich völlig verwandelt hatte in ein paar Tagen: niemand wachte um diese Stunde,

um den Hufschlag des Schicksals zu hören in der großen Öde von Madrigal.

Auf dem Landgut eines Portugiesen in der Nähe des Ortes erwarteten sie die Verschworenen. Sie selbst hatte ein Manifest vorausgesandt, um ihr Kommen anzukündigen; es war mit dem vollen Namen der Prinzessin aus habsburgischem Hause, der Gemahlin des Königs Sebastian gezeichnet. Man wollte auf dem abgelegenen Gut noch wenige Tage mit Vorbereitungen verbringen und dann, nachdem die von Portugal befohlene Eskorte eingetroffen war, nach einer Grenzfestung aufbrechen, deren Kommandant das königliche Paar bereits seiner Ergebenheit versichert hatte.

Niemals erschien Donna Anna allein; ihre Begleiterin wohnte allen Besprechungen bei und schliet mit ihr in derselben Kammer, obwohl der Pater noch in der Nacht ihrer Ankunft in dem verlassenen Landhause die königliche Trauung mit aller Dürftigkeit zelebriert hatte. Gabriel d'Espinosa begann bereits zu regieren; von dem geschäftigen Marques unterstützt, ernannte er den Kommandanten von Lissabon, den Admiral der östlichen Meere, den Vizekönig von Indien, seinen Kronfeldherrn und seine Geheimsekretäre. Er unterzeichnete Strafbefehle gegen die Anhänger Philipps, ordnete in blinder Tätigkeit Untersuchungen der Verrätere-

en an, die dem spanischen König den Einzug in Portugal erleichtert hatten, und häufte, mehr um sich zu betäuben, als um zu herrschen, einen immer höheren Stoß grotesker Papiere auf dem Schreibtisch an.

Donna Anna verstand von diesem Treiben nichts; sie stand wartend am Fenster und sah zerzauste Palmen aus Nebelwolken wehn. In welcher Entfernung schrieben und redeten die beiden Männer am Tisch? Eine unsägliche Müdigkeit fiel sie aus den eifernden Worten des Paters an. Sie schrieb an ihren Bruder: „Du Einziger, in dem das Blut meines Vaters fließt; den es nach Taten verlangt wie mich: komm, daß wir unsere Vereinigung mit Siegen feiern! Ach, daß ich es nicht lange schon fühlte, daß Du bist! Du mußttest ja sein! Er konnte ja nicht hingehn, ohne einen Erben zurückzulassen, der seinen Namen weiterträgt und die Welt an ihn erinnert, die ihn schon vergessen will, weil er allzu früh starb! Was kann eine Frau! Ich will Dir alles geben, was in mir ist von ihm, daß Du es mit Deinem Reichtum vereinigst und ihn zum zweitenmal unsterblich machst! Sahst Du ihn? Trägst Du sein Bild noch in Dir, wie er lebte: wie er wirklich war? Mich nahmen sie von ihm fort, als meine Augen noch zu stumpf waren, ihn zu erkennen. Ich mag nicht sprechen, nicht schrei-



ben. Ich leide, solange Du nicht da bist. Komm und sieh mich an, ob ich Deine Schwester bin.“ Der Pastetenbäcker fürchtete sich, seinen Sohn ihr zu bringen; der Pater blieb hart und kalt: wenn Gabriel selbst nicht an sich glaube, so werde ihm niemand glauben; er verstehe nicht zu befehlen und habe sich sein Glück schon halb verscherzt. Er habe nicht den Mut, zu ergreifen und zu besitzen; wenn aber nicht einmal eine Frau ihm gehorche: was könne er dann von einem ganzen Volk erhoffen.

So machte sich Gabriel d'Espinosa zwei Tage, bevor der Aufbruch nach Portugal erfolgen sollte, bereit, in Begleitung eines Knaben, den man ihm als Pagen mitgab, seinen Sohn zu holen. Er trug den Brief Donna Annas bei sich und das Miniaturbild, das ihn an diese Frau gebunden hatte, noch ehe er sie gesehn. Als er von ihr Abschied nahm an einem Abend — die Tür stand schon offen, und der Wind drückte die Flammen der Kerzen nieder —, beugte sie das Haupt, und er küßte sie auf ihr Haar.

Er war am folgenden Tage noch nicht zurück; und auch an dem Abend, der der letzte in dem Landhause sein sollte, erwartete man ihn vergebens. Die drei saßen horchend am Tisch. Dem Marques bangte für die Soldaten, die fallen muß-

ten in der nächsten Schlacht; in seinen Augen schimmerte der Widerschein einer unergründlichen Traurigkeit, als hätten sie allzuviel einsame Felsen, leere Küsten gesehn. Erwachte nicht schon hinter der Gestalt des erschienenen Königs ein grenzenloser Wunsch? Doch der Pater pries die Opfer glücklich: ein Stück Erde im Heimatboden, meinte er, sei genug für den Leib; ein forttönender Name genug für die Seele. Aber es dürfe auch dann nicht gezaudert werden, wenn beides ungewiß sei. Er werde nicht wanken, dem Großen das Opfer zu bringen, das es verlange.

Gegen Morgen hörte Donna Anna ein stilles, haltloses Weinen neben ihrer Kammer. Sie stand auf und fand die junge Mutter, die sie für die Amme hielt, in ihrem Bette sitzend, das Kind in den Armen, mit feuchtem Gesicht. Die Weinende schien von einer unerklärlichen Furcht befallen; sie klagte auf portugiesisch: ihre Heimat allein könne sie schützen, aber sie werde sie nie mehr sehn. Da alle Tröstungen nichts vermochten, stand Donna Anna endlich von dem Bette auf. Das Kind schlief ruhig fort.

Etwa eine Stunde darauf, als die Schlaflose schon die Wolken wieder hasten sah über der fliehenden Nacht, krachte die Haustür wie vom Schlage

einer Axt; Schritte polterten durch die untern Gemächer und über die Treppen herauf; auch der Garten schien von Menschen erfüllt. Da flogen die Türflügel des Schlafzimmers splitternd zurück, und die Erschreckte sah im blassen Schein der Fackeln den Pater Miguel dos Santos mit gebundenen Händen zwischen Kriegsknechten stehn. „Nehmt erst die Nonne fest!“ schrie eine Stimme, die sie kaum erkannte; „sie hat uns alle verführt!“ Donna Anna rief den Soldaten ihren Namen entgegen: sie sei eine Prinzessin, eine Verwandte des Königs; es solle niemand wagen, sie zu berühren. Sie habe mit kirchlicher Erlaubnis das Kloster verlassen; der Pater besitze die Dispens. Dieser lachte in schäumender Wut: es sei nicht die Gewohnheit der Kirche, von den Lasten der Keuschheit zu befreien.

Dem Marques war es gelungen, zurückzuflihn in das alte Traumland am Meer. Auf einem elenden Karren brachte man die Nonnen und den Pater nach Madrid. Die Gassenjungen spien sie an. Dann verschwanden sie in der steinernen Nacht der Gefängnisse.

Der Pastetenbäcker hatte auf die kindischste Weise sein Traumkönigreich verspielt. Sobald er außer dem Bereiche des Landhauses war, schickte er den ihn begleitenden Knaben nach Hause, damit

er selbst ein letztes Mal seine Freiheit genießen konnte, bevor er sich dem Zwang seiner neuen Rolle für immer ausliefern mußte. Die Lust eines ziellosen Abenteuererlebens kehrte ihm zurück; er wußte sich König und Landstreicher zugleich und ritt eben fröhlich gegen die schweren Tore von Valladolid, als er vor einer Straßenschänke einem Koch begegnete, mit dem zusammen er einmal im Hause eines Grafen in Madrid gedient hatte. Endlich durfte Gabriel d'Espinosa wieder seine eigene Sprache sprechen, und, ohne Furcht, getadelt oder durchschaut zu werden, vor seinesgleichen eine Rolle spielen, die er vor Höheren nicht durchführen konnte. Herablassend und sich doch gleichzeitig gemein machend, spielte er mit der goldenen Kette um seinen Hals, ließ er die Andeutungen seltsamer Vorgänge aufblitzen wie fremde Steine; ja er rühmte sich endlich der Liebe einer Prinzessin und zeigte dem Erstaunten ihr Bild, an dem bald ein Dutzend gieriger Blicke hingen. Denn seine Eitelkeit sah es nicht ungern, daß auch andere um den Tisch sich sammelten, und so kam es, daß er die Tore der Stadt im Gefolge von Schergen durchschritt, die ihn seines Goldes und seiner lügnerischen Reden wegen vor den Alcalden führten.

Doch dieser interessierte sich weniger für den Schmuck als für den von einer Prinzessin unterschriebenen Brief und für ein Huldigungsschreiben des portugiesischen Adels, das an die Majestät des Königs von Portugal gerichtet war. Der Alcalde glaubte nicht anders, als daß er den Prätendenten Dom Antonio selbst seinem Könige gefangen vorführen könne; leicht fand es sich aus den Papieren, daß der Verhaftete aus Madrigal kam und dort Mitschuldige zurückgelassen hatte; und so spürten schon wenige Stunden später die ausgesandten Knechte den Prediger und die entlaufenen Nonnen auf.

Es dauerte viele Tage, bis Donna Anna verstand, was um sie vorging. Sie sah schwarz gekleidete Richter an einem Tisch, auf dem die Huldigungsschreiben, ihre eigenen Briefe und die Erlasse aus dem Landhause lagen. Zu ihrer linken Seite glänzte das rote Gesicht des Königs Sebastian, den die Richter Gabriel nannten und mit Du ansprachen. Rechts, ihm gegenüber, glühten die Augen des Paters aus einer furchtbaren Blässe heraus. Er stand immer, ja er schien zu schweben; seine Lippen bewegten sich unablässig, und wenn das Wort an ihn fiel, so stürzte ein solcher Wirbel von Lauten aus seinem Munde hervor, daß fast niemand ihm zu folgen vermochte.

Als sie ahnte, daß die schamlose Verführerin, von welcher der Pater sprach, ihren Namen tragen, sie selbst sein sollte, sprang sie in leidenschaftlichem Zorne auf und verlangte, daß man ihren Bruder vor Gericht rufen solle, da sie selbst auf eine solche Niedrigkeit nicht antworten könne. Man führte sie unter schallendem Gelächter hinaus; nun erst entschleierte sich unter den schluchzenden Worten ihrer Begleiterin der ungeheuere Betrug, der sie umgeben und den sie mit ihrem eigenen heißen Leben ausgefüllt hatte. Sie empfand eine solche Schmach, daß sie mit nichts zu bewegen war, Nahrung anzunehmen oder die finstere Ecke des Gefängnisses zu verlassen, in der sie nach der Wand gekehrt wortlos saß. Endlich trug man sie zur Verhandlung. Sie saß wie tot auf ihrem Stuhl und öffnete niemals die Augen.

Eines Tages fragte sie der Richter, ob das Kind, das man im Landhause vorgefunden hatte, wirklich, wie der Pater behauptete, ihr eigenes Kind sei, das sie dem Pastetenbäcker Gabriel d'Espinosa geboren habe. Sie flammte auf: ob man glauben könne, daß eine Prinzessin einen Mann wie den neben ihr sitzenden, dessen Namen sie nicht mehr in den Mund nehmen wolle, für würdig halte, sie anzusehen. Es komme ihr nicht in den Sinn,

sich vor einem solchen Verdacht zu verteidigen, sich zu rechtfertigen auf irgendeine Weise und wegen irgendeiner Schuld: aber sie wisse, daß sie, selbst wenn sie als Königin eingezogen wäre in Lissabon und die Krone gesehen hätte auf dem Kopf dieses Mannes, ihm nicht eine Berührung erlaubt hätte. Man müsse verstehn, daß dies eine Unmöglichkeit sei: ebenso wie daß Mond und Erde sich berührten.

Indessen, diese Worte galten den Richtern nichts; und wie sehr auch der Pastetenbäcker selbst sie unterstützte und die letzte Eitelkeit seines gekränkten Mannestums verleugnete, um der bewunderten Frau zu helfen: so wurden doch mit jener ruhigen, bohrenden Kälte, die der Hitze der Leidenschaft nicht so ferne ist, als sie glaubt oder glauben lassen will, durch die schamlosesten und sinnlosesten Fragen alle Nerven ihrer feinsten und stolzesten Empfindungen unbarmherzig zertreten.

Sie vergaß über ihrer Scham jede Sorge um ihr Leben; ja es schmerzte sie nicht mehr, die Richter zu bitten; endlich überwand sie die Feindschaft, die sie gegen Philipp ihres Vaters wegen empfand, um wenigstens den Namen ihres Vaters zu retten, und richtete an ihn ein Gesuch, in dem sie um Verzeihung und Aufhebung

ihres Prozesses flehte, da sie nicht mehr zu bekennen habe, als sie schon bekannt, und jede Strafe annehme, die man ihr bestimme. Ihre ganze Leidenschaft glühte in diesem Schreiben; aber der Prozeß ging ohne den leisesten Wechsel des Tempos und des Tones weiter über sie hinweg: so wie sie einstmals den Wagen des Königs in Avila gesehn. Philipp blieb unsichtbar; es war kein Zweifel, daß jede Akte des Prozesses, der ein Glied des königlichen Hauses betraf, über seinen Schreibtisch ging im Escorial; aber der König antwortete nicht; schweigend vernichtete er die Tochter des Siegers von Lepanto: die Frau, die ihren Stamm und Namen vergeben hatte an einen Bäcker.

Sie hörte gleichgültig die Verurteilung Gabriels d'Espinosa und des Paters an; als sie aber erfuhr, daß sie selbst Zeugin der Hinrichtung auf der „Plaza Mayor“ sein müsse, brach sie zusammen; denn sie fühlte auf sich die Blicke von Tausenden, die sich an der fürstlichen Geliebten des Pastetenbäckers ergötzen.

Wie ein Steinbild saß sie auf der Galerie; hinter ihr das Gericht; unter ihr das Schafott. Grau und klar umgrenzten gebändigte Steinmassen ein Viereck ohne Ornament; nur zwei nadelspitze Türme stießen, einander gegenüberstehend, von dem



gleichen First, aus derselben Höhe in den einfarbigen Himmel. Es war, als sei nur eine Front errichtet, und diese spiegle die andern. Die Menschen drängten sich bis unter die Bogengänge. Anna d'Austria fühlte auf ihrem ganzen Körper die unerträgliche Qual ihrer Blicke; aber sie erhob die Hände nicht, um sich zu bedecken.

Als alles verloren war, gewann der Pater den Mut zurück. In seinen Augen glänzte der kälteste Traum: die unbesieglige Idee. Er stieg frei und sicher die Leiter hinauf und starb, ohne zu zittern.

Die Sprossen bogen sich unter dem Tritt des Pastetenbäckers; die Balken krachten, als er sich niederlegte. Als das Beil blitzte, bäumte sich sein Körper mit einer ungeheuern Kraft, daß die Seile rissen. Anna d'Austria sah, ohne zu zucken, den Blutstrom aus seinem Leibe stürzen wie aus einem zerschnittenen Schlauch. Am Kinn hing noch immer der spitze seidenweiche Bart. Sie dachte an nichts als an ihre Schmach.

Als man ihr sagte, daß sie in ein Kloster nach Avila gebracht werden sollte, erschrak sie vor dem Namen der Stadt. Sie sah wieder die haßerfüllten Türme und erstickenden Mauern und vor ihnen Philipps blasses, lebloses Gesicht. Den Verlust ihrer fürstlichen Vorrechte nahm sie an

wie ein Geschenk. Unter dem furchtbaren Glockenschlag der Kathedrale von Avila soll sie noch gelebt haben bis in ihr zweiundsechzigstes Jahr; aber niemals mehr nannte sie den Sieger von Lepanto ihren Vater; und sie duldete nicht, daß es irgend jemand tat.

DAS ERDBEBEN

—



## DAS ERDBEBEN

---

Josef Sebastian de Carvalho e Mello, den die Geschichte erst spät und mit keinem dieser Namen niederen Adels, auch nicht mit dem eines Grafen von Oeyras, sondern erst mit dem dumpfern Klang eines Marques Pombal einlassen sollte in ihre düstern und begehrten Hallen, hatte nach seinem fünfzigsten Jahr im Widerstand gegen den hohen Adel seines Landes einen beispiellosen Aufstieg erlebt. Zwar war er noch ruhmlos zurückgekehrt aus London, wo er während einiger toter Jahre die Interessen seines Landes vertreten hatte; nachdem es ihm aber in Wien gelungen war, eine junge Gräfin Daun, die Nichte des Feldmarschalls, als zweite Gattin zu gewinnen, und der schwere, fast riesenhafte Mann am Hofe zu Lissabon die leichte zarte Gestalt der Aristokratin zur Seite hatte, kam endlich das Schicksal näher, dem er schon durch fünf Jahrzehnte entgegenlebte.

Denn ob auch kaum eine Gemeinschaft zwischen ihm und der zierlichen Frau bestand, die er nicht am Arm führen konnte, ohne sich zu bücken, so gewann sie ihm doch die Fürsprache der Kaiserin Maria Theresia und der Königinmutter, einer Habsburgerin; er stand nach dem Tode des Königs Johann als einziger Staatssekretär an der Bahre und hatte, als ihn königliche Gunst auf den Sessel

eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erhob, das Glück, daß der junge König José ihm verfiel wie ein krankes hilfloses Gewächs einem mächtigen Stamm. Und wie der ganze Hof und das Land nach vielen Mißgeschicken schwach und ermüdet schienen, so tat neben ihm nur ein alter kränklicher Diplomat Ministerdienste, der schon seit zehn Jahren glaubte, von seinem Schreibtische aus den Zuckungen und Verwirrungen eines niederbrechenden Staates befehlen zu können, und sich nun unversehens von der gestauten Kraft des Fünfigers überwunden sah.

Einem solchen Manne konnte nichts mehr widerstreben als das geheimnisvolle und aufgeregte nächtliche Tun, das sich im sechsten Jahre der Regierung seines Herrn wieder von neuem am Tejoufer bemerkbar machte. Denn von Belem bis nach Cascais hinaus flackten die Leuchtfeuer in den Nebel; und die um das Feuer hockten, verkündeten seltsame Prophezeiungen, daß nun die Not Portugals sich noch einmal ins Ungeheuere vergrößere, um dann, wenn das Schlimmste geschehen sei, für immer zu enden. Denn Sebastian, jener König, der vor dreihundert Jahren mit dem portugiesischen Glück und Ruhm in Afrika verschwunden war, werde wiederkehren; sein Schiff liege schon in einem fernen, unbekanntem Hafen;

die Feuer aber sollten ihm den Weg zeigen: ihm und dem Glück, dem neuen Ruhme Portugals.

Aber der Minister, der auf einer seiner nächtlichen Wanderungen in den Feuerschein trat und eben noch die trunkene Stimme Agostos, des Schusters, hörte, wußte, daß das Glück nicht den Weg nehmen werde über das Meer und daß kein unruhiges Feuer der Sehnsucht es locke und keine verworrene Hoffnungen ihm befehle: daß es kommen und sich befestigen werde mit völliger Sicherheit, wo ein starker Wille ordnet und wirkt; wo Tag für Tag, Jahr für Jahr *ein* Gedanke regiert.

Doch wie er schon versucht war, zornig noch näher zu treten und mit einem heftigen Wort für immer die Glut und diese leere tatlose Sehnsucht zu löschen, erkannten ihn die Wartenden an dem riesigen Umriß seiner Gestalt und an dem Schatten, den sie warf. Und da er den Namen des phantastischen Königs trug und so plötzlich gekommen war wie das Wunder, so vergaßen sie, daß sie dieses erwartet hatten vom Meer; sie sahn nicht, wie fest der Gewaltige auf der Erde stand; sie lauschten nicht mehr auf das Strudeln des Kielwassers um das Zauberschiff; sie riefen den Gegenwärtigen, der eine große und nüchterne Zukunft vor sich wissen wollte, mit dem alten Märchennamen an: „Sebastian!“

Und in demselben Augenblick geschah es, daß in der Erde ein seltsames Grollen sich erhob, nicht lauter, als ob die goldene Staatskarosse des Königs in der Tiefe statt über die Straße eilig fahre; das Meer gab das Zittern zögernd zurück; und wieder trieb der Wind eine Wolke jener seltsamen, den Grillen ähnlichen Insekten, die seit einigen Tagen aus den Erdspalten krochen, in das Feuer herüber. Die Flügel der Tiere flammten auf, und sie fielen in die Asche wie eine Handvoll geworfener Körner; drüben, über die Stadt, die mit tausend blinkenden Häusern die Höhen erstieg, ging das Beben: so wie die Sterne zucken, wenn das Wetter sich ändern soll; der Himmel aber war, wie in allen diesen Nächten und Tagen des Spätherbstes, unergründlich klar.

Nah an das Feuer gebückt, mit feucht flimmern- den Augen, gaben die Träumer sich dem dunkeln Geräusche hin, bis kein Nachhall mehr zwischen den Tejoufern hing; über das Gesicht des Ministers zuckte es verächtlich; doch wie er sich eben wenden wollte, schon des Interesses überdrüssig, das er an Narren verlor, riefen sie wieder seinen ihm schon verhaßten Namen: „Sebastian!“

Ob er nun auch von diesem Aberglauben eher etwas zu gewinnen als zu fürchten hatte, erregte



die absonderliche Torheit jener Armen und vor allem ihre phantastische Vorstellung von der Welt und dem Tagwerk eines Volkes doch eine solche Erbitterung in ihm, daß er noch in der Nacht beschloß, durch ein Dekret diese Hoffnungsfeuer im Nebel für immer auszutreten.

Als er aber am andern Morgen, an seinem Schreibtisch sitzend, eben das Datum schrieb über das Blatt: den 1. November 1755, und seine klare, leichte Schrift im Gefühl ihrer Macht in einem weiten Schnörkel sich gefiel, schlug das silberne Glöckchen, das in goldnem Gestänge über dem Schreibtisch hing, leise an. Er, seltsam berührt von diesem ungewollten Zeichen, und schon zu fest bei seinem Gedanken, als daß er es sich hätte erklären können, sah nach der englischen Uhr: sie zeigte, zuverlässiger und klarer als die portugiesischen Uhren, die niemals Schritt halten mochten mit der Zeit, drei Viertel nach neun. Die Sonne lag voll auf dem Zifferblatt, über das der Sekundenzeiger aufgereggt kreiste, als sei sein Ziel nicht mehr fern.

Als der Minister die Feder wieder ansetzte, glitt sie aus; und gleich darauf hörte er wieder das Rollen des unterirdischen Wagens unmittelbar unter dem Palast, aber nun in solcher Schnelle, daß er glauben mochte, der Lenker in der Tiefe

schlage mit weitgeschwungenem Peitschenstiel über die Pferderücken. Das Glöckchen läutete, als würde es von unsichtbarer Hand geschüttelt. Die Flurglocke schlug an. Der Wagen, der eben vorübergebraust war, kam wieder; aber es mußte ein langer Zug schwerer Kaufmannswagen sein, die unter dem Gebrüll und Gejohl der Knechte, unter Funkengestiebe und dem Scharren ausgleitender Hufe mit einer Geschwindigkeit ohnegleichen in die Tiefe donnerten.

Nun erwachten auch die stummen Dinge im Zimmer. Der goldtressenbesetzte Hut schwankte, und der schwere Knauf des Degens glitt über die grünen Polster zur Erde. Die Uhr wollte sich neigen; doch der Minister stand ruhig auf und schob sie zurück. Ein Diener stürzte herein: „Ein Erdbeben!“ — „Nicht das erste und nicht das letzte in Lissabon!“ Doch da krachte der Lüster splitternd vor seine Füße: ein venezianisches Wunderwerk, das so leicht und unheilbar zerklirrte wie ein Traum.

Über die knirschenden Scherben hinweg trat der Minister zur Tür. Die Treppe bäumte und krümmte sich in ihrem Haus, als sei sie aus einem langen Schläfe erwacht. Die Zaubergestalten auf den violett und gelb getönten Azulejos, die sonst gehorsam den Stufen folgten, waren in einem

wilden Tanze begriffen; schon lösten sich einige Platten aus dem Gefüge und sprangen zerspringend über die Treppe hinab.

Von draußen schlugen, während der unterirdische Donner noch immer wuchs und schwoll und das Haus geschüttelt wurde wie ein Baum, grelle Schreie herein; deutlich unterschied der Hinaufschreitende eine mächtige Stimme, die erregter und wirrer tönte, als er sie je gehört: die Glocken der Kathedrale. Er begriff, daß keine menschliche Hand die Seile schwang; daß die erzenen Schalen von selber kreisten und tobten, als wollten sie sich losreißen vom Gebälk.

Rasch, doch ohne zu straucheln, erreichte er den Pavillon in der Mitte des Daches, der an späten Sommerabenden, wenn die Sonne sich verzehrt hatte und die Kühle vom Meere kam, ein paar gelassene und heitere Stunden gewähren sollte; nie noch hatte ihn der Minister zu dieser Zeit betreten. Vor ihm lag die Stadt.

Aber es schien nicht wahr, was er sah; und wenn gleich er nichts mehr verachtete als Bilder und Phantasien: hier oben, auf einem der Hügel, von dem die Häuser absanken zum Meer, hinter dem sie noch stiegen zu steileren Höhen, war es, als sei das Bild der Stadt in einem Metallspiegel gefangen, der begann, sich zu bewegen und zu verbiegen.

Fern, auf den letzten, noch unbebauten Höhen, drehten die Windmühlen in leidenschaftlicher Geschäftigkeit die Flügel, obwohl der Tag bis zu dem Augenblick, wo das Glöckchen begonnen hatte zu zittern und zu lispeln, vollkommen still gewesen war; die Klöster, die, ein wenig tiefer liegend, die Stadt umsäumten, schwankten auf den Hügeln wie Schiffe, die im Hafen schon angerührt werden vom Wellenschlag der Weite; das klare Geviert des alten Schlosses schien sich verwirren zu wollen, ob auch die Türme sich noch widersetzten; auf den Straßen aber und den steilen Treppen, die alle die Anhöhen erklimmen, rollten Menschenknäuel unter dem Hagel niederstürzender Ziegel, sich lösender Fensterahmen und berstender Kamine.

Die Häuser waren in einem wilden Aufruhr begriffen gegen ihre Bewohner. Sie jagten sie aus den Betten; denn weitaus die meisten pflegten den südlichen Morgen zu verschlafen und erst am Nachmittag und am Abend ihr Leben zu beginnen; in Hemden, fliegenden Haares, eilten die Frauen über die Plätze, wo die springenden, sausen den Steine sie dennoch erreichten; viele stürzten betend auf die Knie; aber die Geschosse trafen sie schon, ehe sie den Blick noch zum Himmel richteten. Aus den Ställen der Adligen brachen

die Pferde; sie rasten die Höhen hinauf in die niederrollenden Menschenhaufen hinein, bis die Flucht der Menschen und Tiere in unlösbarer Verwirrung sich hemmte und über die Niedergestürzten in gleicher Weise die Vernichtung kam.

Die spitzen steinernen Helme der Kathedralentürme neigten sich einander zu; die Zinnen, die den ganzen Bau wie ein furchtbares Gebiß verteidigten, zuckten und bröckelten; da brach gegenüber, vom Kloster des heiligen Antonius, die Fassade über den Platz und, dem Meere schon näher, barst der Turm von Santa Magdalena.

Nun bäumten sich alle Paläste auf; die Straßenzüge wanden und krümmten sich; schon rührten in den engen, labyrinthisch gewundenen Gassen unter der Kathedrale die Dachstühle mit den geschwungenen Fenstern einander an; die Schluchten zwischen den Häusern taten sich zu. Und jeder Turm drohte und trieb; jedes Tor schleuderte den Fliehenden einen Quader nach; sie stauten sich auf den Plätzen; sie brachen zusammen vor Trümmern; sie wurden überrannt und überspült, schäumten hoch an den Überkreuzungen der Gassen, stürzten stürmischer gegen das Meer.

Und unten auf dem großen freien Platz vor dem Schloß, der noch vor wenigen Minuten leer und

schattenlos gelegen war, wirbelten die Entsetzten wie Blätter im Herbst; aus den Kirchen quollen sie in dunkeln Bächen; die Beamten und Hofleute jagten in blitzenden Livreen über die Galerien und suchten den Ausgang; einige stürzten sich schon herab; vor den Ankerplätzen und dort, wo die sechs langen Giebel des Indienhauses aufragten über der Flut, stießen sich die Gejagten selber ins Meer.

Sie erkämpften die Schiffe; sie trieben die Nachdrängenden mit bewaffneten Händen zurück; sie verteidigten den Kai, von dessen Seiten sie wieder herunterrollten wie Körner aus einem geborstnen Sack. Ruhig noch immer stand der ungeheure Turm, den Philipp II. erbaut.

Da aber trat die Flut zurück und riß die Boote und Segler, die eben noch, als jedem erreichbare Rettung, vor den Ufern tanzten, in einer Sekunde in die blaue Ferne hinaus; und der Grund gähnte schwarz, wie ihn keines Menschen Auge noch gesehen: das ganze Geheimnis der Tiefe tat sich auf. Doch schon stürmte eine ungeheuere Welle vom Atlantik her gegen die Stadt; die beiden Berge schlugen zusammen, und auf den zerschäumenden Kämmen flogen die Galeeren und Dreimaster auf; zertrümmerten die winzigen Boote.

Aber die anstürmende Welle war stärker; sie füllte die Schlucht; warf, um es sich leichter zu ma-

chen, Ruder, Segel, Schiffe und Menschen voraus und prasselte dann auf das Land. Der dicke Turm bebte; als die Flut verrann, war der Kai mit allen, die sich auf ihm gerettet geglaubt, verschwunden; die Menschen auf dem Platz waren weggewaschen wie ein dunkler Fleck. Draußen drehten sich zwei gerettete Galeeren mit zerbrochenen Masten in rasender Schnelligkeit im Kreis.

Aber schon war der Platz wieder gefüllt; wieder wich das Meer zurück.

Doch nun schien es, als zerschmelze das Schreckbild, die Konturen verschwammen, verzogen sich, die Häuser sanken; die Kathedraltürme drehten sich vergeblich; endlich brach der schwere Turm Philipps II. nieder ins Meer. Der Spiegel wurde überhaucht; weiß stäubte und wehte der Kalk, den der Wind, eilig wachsend, schon in Wirbeln drehte; Schwaden gelben Schwefeldunstes zogen darüber.

Dreimal spürte der Minister den Stoß; dreimal widerstand sein Palast. Die weißen und gelben Wolken färbten sich dunkel; während der Donner in der Tiefe verhallte, schwoll der Wind zum Sturm; es wurde Nacht; unten, am Ufer, wo das Königsschloß gestanden, zuckte eine Flamme auf wie ein glühendes Schwert; und da kam die Ant-

wort des Feuers auch schon von der Höhe, aus dem Ring der Klöster; und nun aus der Mitte, wo vor noch nicht einer Viertelstunde die Glocken der Kathedrale das Zeichen zum Angriff gegeben hatten.

Er fand die Gräfin, noch im Nachtkleid, aufgelöst vor einem Kreuze liegend, und ging verächtlich an ihr vorüber. Sie spürte erschreckt den schweren Schritt dessen, den sie schon verloren glaubte; aber als sie aufsah, hörte sie im Saal seine befehlende Stimme: „Sind die Schußwaffen bereit? Zwei begleiten mich zum König; alle andern verteidigen den Palast; sie erschießen jeden, der eindringen will.“

In den Fenstern wurde es hell; wo sonst die roten Palastfassaden leuchteten und zierliche Ornamente ovale Fenster umkränzten, stand der Himmel; der Blick war frei.

Der Diener war so kopflos, daß er die Pferde anschirren wollte; Carvalho jagte ihn aus dem Stall: „Willst du über Trümmerberge fahren? Die Straßen sind zu; es wird Zeit brauchen und neue Straßen, bis wir wieder einen Wagen nehmen können.“

Die ganze Schmach der Stadt war enthüllt. Hier lagen die Betten, auf denen die Adligen ihre Zeit zu verträumen pflegten; der Wind blätterte in



einem zierlichen, goldgeschmückten Buch und jagte die galanten Szenen vorüber, die ein französischer Künstler errechnet hatte; im Erdgeschoß eines Palastes, dessen Fassade gefallen war, rollte noch die goldene Tasse unter den wehenden Vorhängen des Betthimmels. Auf dem Polstersitz zur Seite des Lagers war der schwarze Hut des Beichtvaters zurückgeblieben, der an einem so hohen Feiertage gewiß schon zu früher Stunde die Marquesa besucht hatte; und wie der Wind heftiger an den Vorhängen riß, verrieten die Kissen, ob auch Kalk und Mörtel sie überstäubte, noch die Körperformen der verjagten Schläferin. Vielleicht verblutete sie unter den Trümmern; oder sie irrte, fast unbekleidet, durch die Straßen.

Der Minister sah kalt in die enthüllten Geheimnisse; dies war der Saal eines Herzogs, wo man sich oft in Späßen über den neuen Gewaltigen gefiel; hier mochten Adel und Jesuiten, die ihm seine Macht nicht gönnten und den Emporkömmling aus niederm Geschlechte haßten, ihre Komplotte geschmiedet haben; in dieser ganzen Straße, die nun in Schutt und Trümmern lag, wohnten seine Feinde: die Verteidiger des Alten; die Träumer, die nur zu handeln wußten, wenn man ihre Ruhe störte; die Schlaffen und Müden, die überall im Wege lagen, wo ein neues Werk im Gange war.

Auf diesem Spinett klimperte noch am Abend vor der Katastrophe der Oberste eines alten Grafenhauses die Begleitung eines törichten Lieds; der Minister hörte vor dem zertrümmerten Instrument die triviale Melodie wieder, die ihm auf seinem Nachhauseweg in die Ohren geklungen war. Jetzt wurde es offenbar, was der Vizekönig von Indien sich geraubt: geborstene Truhen gossen das Gold aus, das der Staat vergeblich eingefordert hatte; und hier, wo Amoretten noch schwebten über einem zerfetzten Polsterlager, mochte der Erlös unterschlagener Waren und das Gold der Kriegskassen zu süßeren Freuden verholpen haben, als es Kriegs- und Verwaltungsdienste waren.

Der Minister hörte die Hilfeschreie nicht; er achtete kaum der Verletzten, die vor seinen Füßen sich wanden, während er die Trümmerberge erstieg und über zerschlossene Teppiche und zerschmettertes Hausgerät sich weiterkämpfte; mit wachsendem Haß blickte er auf die entdeckte Schmach derer, die den Staat zu vertreten sich anmaßten, während sie kein Gesetz erkannten und keinem Ziele dienten. Ein Knabe, dessen zerquetschtes Bein unter einem Balkenhaufen steckte, rang flehend die Hände; doch wie der Diener herzueilte, stieß Carvalho ihn weiter: „Nicht dem und jenem: allen wird geholfen.“

Die Straße wand sich um den herrisch vorgebauten Pavillon eines Palastes: es war jene Stelle, die ihres schonungslosen Eigenwillens wegen den Minister erbitterte, so oft er sie passierte. Ob auch der Pavillon halb zerstört, das Dach von einem niedergestürzten Kamine zerschlagen war: so brach doch die rote Mauer noch immer die eindeutige Linie des Straßenzugs, der von der Höhe zum Meer den kürzesten Weg gesucht hatte.

Carvalho lehnte sich an die Wand; er stemmte die Füße gegen einen Block, und sein riesiger Körper spannte sich mit der Kraft eines gewaltigen Hebels; das schon erschütterte Gefüge der Mauer gab nach und brach rauchend über den Garten. Der Diener schlug ihm den Staub vom Sammet seines Amtskleids, während er eilig weiterging. Mit nicht geringerm Haß sah er auf die Trümmer des Armenviertels. Dieser Haufen resignierten Elends, das keinen Versuch machte, handelnd sich zu befreien; das die Löcher im Dache mit Brettern verdeckte und sich abends träumend an die Ufer legte, um auf den Märchenkönig zu warten, hatte nicht geringere Schuld am Verfall des Staates. Denn die hier hausten, zuchtlos wie die Reichen, die sie haßten, gefielen sich alle in ihrem Jammer; sie waren froh, wenn sie klagen durften, wenn das Schicksal über sie hinging und ihnen in ihrem

verwirrten Geniste einen Schlupfwinkel ließ für eine phantastische Hoffnung. Vor seinen Füßen zuckte aus einer zerstörten Herdstelle eine Flamme auf; er sah sie und den Balken, den ihre Gier im nächsten Augenblick ergreifen mußte; doch er zertrat sie nicht.

So gewann er das Meer, als eben der Boden, der während seines Ganges nur leise geschwankt hatte, wieder heftig erdröhnte; und vor ihm eine Kirche das ganze Gefüge ihres Gewölbes über einen Haufen Kranker und Verletzter niederschüttete. Was lag an Kirchen und Kranken? Es gab ihrer genug in Lissabon.

Aus dem geborstenen Gemäuer des königlichen Palastes kroch das Ungeziefer hervor; es überhastete in aufgeregter Verwirrung den Platz und die Wandflächen; und wie alle die Irrtümer, die Schwächen und Peinlichkeiten, die hier regiert hatten, nun plötzlich sich nicht mehr verbergen konnten; wie diese ganze Katastrophe kein Zufall war, sondern nur die sichere Konsequenz eines schon vor Jahrhunderten ergriffenen Schicksals, so trugen die Käfer und Wanzen das entdeckte Geheimnis hinaus: dies alles war faul und vermorscht; war von tausend emsigen Schäden untergraben; von fressenden Verfehlungen zernagt: Meer und Erde mußten aufstehen gegen das Alte

und den Schauplatz fegen und waschen für eine neue Tat.

Der König war noch am Abend vor der Katastrophe nach Bêlem gefahren; Carvalho hatte nun die Uferstraße vor sich, wo sich zwischen der Flußmündung und den Gärten der Paläste Landvolk, Vertriebene und Verirrte drängten, Gerettete ihre Habe aufstapelten und bewachten; Ängstlichere in voller Flucht aus der Stadt jagten, als sei ein neues Unheil hinter ihnen her. Lissabon lag, ein einziger Trümmerberg, in dem es nur verhalten grollte, in seinem Rücken. Wieder, wie wenige Stunden zuvor, war der Himmel wolkenlos klar; das Meer, in dem Wracks, Balken, Kleidungsstücke, Geräte, ertrunkene Menschen und Tiere trieben, hatte sich beruhigt.

Außer dem Bannkreis der Stadt wurde der Schreitende kaum noch von Trümmern gehemmt; er eilte; und zum erstenmal, während es in dem Scherbenberg klirrte und stöhnte, sah er vor sich die neue große Straße, die nun gebaut werden mußte: eine breite, von Palmen beschattete Avenida, die dem blitzenden Strom- und Meeresufer entlang aus der Hauptstadt hinausführte nach Bêlem. Die Gartenmauern, die zum Teil schon gestürzt waren, mußten zurückgedrängt werden; vor dem Strom schützte ein flacher Damm; der

Boden war stark untermauert und fest gestampft; in einer einzigen Geraden rollten und jagten die Wagen und Reiter hin.

Aber während er im Schreiten schon überdachte, an welchen Stellen das Ufer zur Linken aufgefüllt, die Anhöhe zur Rechten abgeplattet werden müßten und sein Plan keinen Widerstand fand, prallte sein Blick gegen die Fundamente eines mächtigen Schlosses, das, in nächster Nähe der königlichen Residenz, sich quer über die projektierte Straße zu legen schien. Der Schloßbau des Herzogs von Aveiro war vom Erdbeben nicht betroffen.

Zugleich gewahrte Carvalho, daß auch das königliche Schloß unversehrt stand und er somit gegründete Hoffnung haben konnte auf das Leben des Königs und auf seine eigene künftige Macht; aber in dieser Sekunde hätte er lieber das rote Königsschloß in seinem Palmenpark zertrümmert angetroffen, als den starren unberührten Trotz des aufstrebenden Bauwerks gespürt.

Doch er eilte in die Residenz und hinauf in den Saal. Als er eintrat, spürte er zum erstenmal eine Achtung vor dem schwachen Menschen, der die Krone trug. Denn José stand in der Mitte eines riesigen Kreises von Hofleuten und Adligen, von denen doch keiner, auch der geschickteste

Schmeichler nicht, ihm näher zu treten wagte; keiner ein Wort gefunden zu haben schien, das ihn tröstete. Er stand ganz allein unter der Last eines Unglücks, das in einem so ungeheuren Mißverhältnis war zu seinen Kräften, daß es ihn erhöhte. Die trüben, tränenleer gewordenen Augen suchten durch das Fenster nach der Stelle, wo noch am Morgen die schimmernde üppige Hauptstadt gestanden war mit ihren weißen Kuppeln, spitzen Türmen und den wehenden Palmenkronen zwischen den Häusern; über den ganzen Anstieg des Scherbenbergs vom Turm von Bêlem bis hinauf nach Maria da Graça irrten die hilflosen Blicke Josés; seine Lippen bewegten sich ohne Laut; er hob die schwachen Arme ein wenig und ließ sie wieder fallen; er schüttelte den Kopf; wieder suchte er zu sprechen; aber er schwieg.

Da fiel sein Blick auf die mächtige Gestalt des Ministers und hielt sich an ihr fest; und mit ihm richteten sich die ratlosen Augen aller Hofleute auf Carvalho; nur der Herzog von Aveiro beugte sich spöttisch zu der alten Marquesa von Tavora und sagte, laut und schneidend, daß es nicht nur der Kreis der Wartenden, daß es der König selbst hörte und der, dem es galt: „Der Retter.“

Und wie José sich Carvalho nun zuwandte und immer deutlicher ein Leuchten der Freude über

die Züge des Königs ging, weil ihm dieser, auf den er am stärksten vertraute, für dessen Leben er schon im geheimen gefürchtet hatte, doch geblieben war; und außer dem Herzog und der stolzen Marquesa auch der Adel sich mit einer fast demütigen Erwartung an ihn hing: trat der Minister ruhig heran, bis seine übergroße breite Gestalt, von der sich vollkommene Ruhe verbreitete, die schwache des Königs verdeckte. Und der König, als habe er schon ein Recht, von diesem Manne ein Wunder zu erwarten, stellte ihm die einfachste und schwerste, die verzweifeltste Frage: „Was sollen wir tun?“ — „Die Toten begraben; den Lebenden Häuser bauen“, antwortete Carvalho mit der gewohnten Stimme.

Der König zitterte: „Gerettet? Und wie?“ — „Ein paar Scheiben meines Palastes sind gesprungen; nicht mehr. Er ist der einzige des Viertels, der steht.“ Der Minister hörte in diesem Augenblick beide Antworten, das Flüstern des Königs: „Er ist mir gesandt; dies ist kein Mensch wie andre“; und den Spott, der nur zum Schein das Ohr der Marquesa von Tavora suchte: „Die öffentlichen Häuser stehn auch; Menschen dieses Stammes werden selbst vom Erdbeben respektiert.“

Aber der König fragte wieder: „Welche Stadt wird Hauptstadt? Porto? Coimbra?“ Der Minister



antwortete unbewegt: „Lissabon.“ — „Und wenn das Unglück zurückkommt?“ — „Das liegt an uns. Wir bauen neue Straßen, neue Häuser; die Stadt wird vollkommen neu; nichts Altes hat in ihr Platz: das alte Verhängnis nicht und nicht das alte Unheil.“

Bei diesen Worten traf Carvalhos Blick in die Augen des Herzogs.

\* \* \*

Mit dem Oberbefehl über die rasch zusammengerufenen Truppen kehrte er sofort in die Hauptstadt zurück. Wie die Insekten, die Ratten und Mäuse, die wilden Hunde und Katzen zehrten schon Mordbrenner und Räuber am Leichnam Lissabons. Aus einer Ruine flüchtete ein Negerklave, der sich mit dem Oberkörper schützend über goldnes Tafelgerät beugte. Carvalho stieß ihn nieder; das Gold klirrte auf den Steinen.

Auf den Trümmern des königlichen Palastes, in dem das Feuer ungestört wütete, unter den Rauchfahnen und im Regen niederstäubender Asche schrieb er mit Bleistift, das Papier auf den Knien haltend, die ersten Befehle. Die Boten jagten und kamen; der Minister schrieb fort, Blatt um Blatt, ohne aufzusehn: als seien die Brandstätte und alle Geschehnisse in ihm selbst.

Der Kampf galt dem Feuer; er galt den Lebenden wie den Toten. Noch am selben Tage stiegen die Galgen aus den Trümmern auf; die Gerichteten wechselten rasch; wer immer bei Diebstahl betroffen wurde, verfiel dem Strang ohne Verhör. Ein Neger gestand, daß er selbst Feuer an den königlichen Palast gelegt habe, damit der König verbrenne.

Es bedurfte kein Versicherung, keiner Prüfung; mit heißer, sich überstürzender Stimme sprach die Notwendigkeit in dem Schreibenden: die Brandstellen mußten abgegrenzt, Straßen aufgedigelt werden; die brasilianische Silberflotte wurde in diesen Tagen erwartet: ein starkes Aufgebot wurde zur Bewachung des Hafens kommandiert; fremde Schiffe durften nicht landen, nicht ausfahren.

So dringend wie die Rettung der Lebenden war die Bestattung der Toten: der Bischof erlaubte, daß man sie mit schweren Gewichten behaftet ins Meer versenkte oder verbrannte, ohne Zeremonie; daß *ein* Segen für alle gelten sollte. Später zeigte es sich, daß ein Heer von 30000 Toten bereit war, mit Pest und Fieber die Überlebenden zu bekriegen. Aber es brach keine Krankheit aus in der Trümmerstadt.

Ob auch Verzweifelte, die Eltern und Geschwister verloren hatten, vor dem Minister nieder-

stürzten; Eltern baten für ihren letzten Sohn; ob der Boden von neuem donnerte, während sie flehten, und die Ziegel bröckelten von den Ruinen: niemand durfte die Stadt verlassen. Bewaffnete bewachten die Ausgänge. Wer hier gelebt hatte, mußte hier bleiben; der Boden, auf dem das Alte zertrümmert wurde, war der festeste Wurzelgrund des Neuen.

Es galt, Korn herbeizuschaffen aus dem Süden und Norden; die zerstreuten Nonnen und Mönche zu sammeln; die Tiger und Löwen im königlichen Tiergarten zu töten, ehe ein neuer Erdstoß sie befreite; und wieder zu graben, zu suchen und aufzuspüren, wo noch ein Stöhnen kam aus schwelenden Balken, wo die Verwesung heraufwehte aus verschütteten Kellern.

Seit dem Morgen der Katastrophe betrat Carvalho seinen Palast nicht mehr. Zuerst schlief er unter einem Tuch, das man über eine Ruine gespannt hatte; später, als die Straße frei war, ließ er seinen Wagen kommen. Alle die Tage und Jahre, die er in Paris, in London, in Wien in Festsälen verbracht, auf Jagden und Fahrten vergeudet hatte, fielen leer von ihm ab; alle Nächte, die er je in den Armen von Frauen verschwelgt, wurden schal vor diesen kurzen nächtlichen Stunden, während denen draußen der Wachsoldat ging

und das ungeheuere Werk noch im Trümmerbett des Gebärens lag.

In der dunkeln, engen Zelle, wo er sitzend schlief unter einem Wust von Plänen, Briefen, Büchern und Aufzeichnungen, träumte er den großen nüchternen Traum von der neuen Stadt. Bis tief in die Dunkelheit keuchten draußen die Karren; dann glänzte der riesige See der Flußmündung auf im Mondlicht, und der gewaltige Bauplatz, in dem Gruben gähnten, Fundamente sich bildeten und wuchsen, schimmerte weiß.

Bei flackernder Kerze korrigierte er die Pläne der Architekten, die ihm noch nicht klar genug waren. In der neuen Stadt sollte die Sehnsucht keine Unterkunft finden; sollte den tatlosen Träumern kein Ort bleiben, wo sie sich hinstrecken konnten unter der gleichmütigen Sonne des Südens. Der Schloßhof wurde zu einem gewaltigen quadratischen Empfangsraum für die Schiffe und Landenden; ein zweiter, ebenso freier und klarer Platz bildete das Zentrum; zwischen beiden gingen parallele Straßenzüge, die wieder von parallelen Straßen in rechten Winkeln geschnitten wurden.

Ehe noch die Meißel klirrten und die Pferde stampften, wachte er auf; und wie ihn auch im Schlaf das beglückende Gefühl seines Werkes nicht

verlassen hatte, so war das Werk das große Glück seines Morgens. Denn es war ihm näher, als das schönste Haupt auf weichen Kissen jemals sein konnte; als ein noch so innig umschlingender Leib. In allen jenen Stunden hatte er betrogen mit seiner Liebe, sich und die Frau hinweggetäuscht über die große Einsamkeit des Mannes, der einzig erfüllt wird vom Werk.

Er sprang aus dem Wagen und betrat den Ort seiner Tat. Der Geist durchdrang das Gewirre; auch dort, wo die maurischen Kurven sich wanden und krümmten, wurde es klar; und bis auf die Höhen hinauf an die verschütteten Gärten und die wehmütigen Klöster reichte der strenge Grundriß einer neuen Zeit. Wieder wie am Tag der Katastrophe lehnte er sich an die Mauern: nicht mehr um zu stürzen; denn alles, was, vom Erdbeben verschont, den Plan gehindert hatte, war von dem großen Vollender des Erdbebens längst niedergebrochen und beseitigt worden; er erprobte das neue Gefüge; und es hielt stand.

Und ob sein Schlaf immer leidenschaftlicher zertanzt wurde von der wilden Freude seines Herzens: seine Kraft wuchs mit jedem Tag. Er sprach mit dem Werk in der Nacht, wie er nie mit Frauen gesprochen; er flüsterte ihm seltsam ernste Liebesworte zu; die ungebrochene Gesundheit seines

mächtigen Körpers wurde von dieser heißesten Liebe nicht erschöpft. Bald vergaß er es, auf seine Kleider zu achten; staubbedeckt stand er vor den Gesandten; ja er mischte selbst Mörtel und Kalk und setzte, während er sprach und befahl, die Steine und richtete die Wände.

Der Boden bebte auch jetzt unter seinen Füßen; oft stürzte in der Nacht wieder ein, was am Tage gefügt worden war; er aber fühlte sich einig mit dem Unheil der Tiefe und wußte, daß es seiner sieghaften Kraft nur schmeichelte, statt ihr zu drohen. Mündung und Meer warfen ihre hellsten Lichter über die neue Stadt; die Jahre fielen ab wie Asche; und wie die Zeit sich verzehrte, wurde der Schöpfer jugendlicher und gesünder: als habe nun erst, im Donner des größten Unglücks, das Europa gesehn, im Krachen der alten Mauern und Bastionen und im klingenden Schlag der Meißel, in seinem sechsundfünfzigsten Jahr, sein Leben begonnen, um zu wirken und sich zu verjüngen in unbegrenzter Zeit.

Aber mit dem Neuen wuchs auch das Alte mitten in der Stadt. Denn wenn auch die Häuser sich erneuern und die Wege des Lebens: der Mensch erneuert sich nicht. In scheuer Entfernung von seinem Wagen sah Carvalho die alten Gestalten einziehn in seiner Stadt: die spöttelnden Träumer,

die gefälligen Intriganten, die zerschlossenen Phantasten, die sich zum Schlafe vor die neuen Häuser legten, bis ein anderer sie gebaut hatte. Er sah den Adel; er sah die Jesuiten, die als Beichtväter ein und ausgingen am Hof und Buße und Zerknirschung predigten, damit für sie der Tag des Handelns komme, der jetzt gekommen war für den Minister; seine Späher wußten zu berichten, wie eilig sie hin und hergingen zwischen dem Königsschloß in Bêlem und dem Palast des Herzogs und der Marquesa.

Der König kam und bewunderte die Pläne und das Werk. Unsicher tastenden Ganges durchmaß er den mächtigen Hof, in dem er residieren sollte als Fürst des Meeres und der Ufer; als Schiffsherr und König der glänzendsten und modernsten Stadt; Carvalho zeigte ihm den Entwurf des Reiterdenkmals, das die Mitte des Platzes beherrschen sollte, und der kleine Herr sah, über das Papier gebückt, sich selbst auf schäumendem Rosse mit wehendem Mantel dem bezwungenen Meer und den ungeduligen Schiffen entgegensprengen, als jage er siegesgewiß in die große Zukunft seines Reichs.

Dann, um den Minister auszuzeichnen, bestieg José die schwere, staubige Arbeitskutsche für die Rückfahrt nach Bêlem. Als er aber schon zwischen den Papieren und Akten auf dem Polster saß und

die riesige Gestalt des Gewaltigen gebückt nachstieg, schien der Raum zu eng. Der König rückte ängstlich gegen das kalkbespritzte Fenster; und da Carvalho nun neben ihm saß und die schweren Hufe das Pflaster schlugen, spürte er deutlich, daß der König wieder zitterte wie am Morgen des Erdbebens, als der Minister wie ein wunderbar Erretteter im Palaste erschienen war.

Sie fuhren zwischen den Gärten, aus denen die violetten Winden glühten, und dem Meere, das blitzte wie Metall; kurz vor Bêlem bog der Wagen in weiter Kurve um den Schloßbau des Herzogs; das Fragment stand noch immer, wie es schon vom Erdbeben verschont worden war; es schien, daß es der Bauherr zufrieden sei, den Platz besetzt zu haben, und er keine Lust mehr spüre, das Begonnene zu vollenden.

Carvalho wagte den Vorstoß: „Die Arbeiten an der Avenida beginnen im nächsten Jahr. Da der Herzog ohnehin nicht weiter bauen will, so können die Fundamente leicht fallen. Ist er nicht damit einverstanden, so wird ein Dekret das Nötige tun.“ Aber der König wand und drehte sich; er sah ängstlich durch das Fenster auf das noch gebliebene Wegstück; und wie er den Blick des Ministers spürte und nicht mehr wagte zu schweigen, begann er zu stammeln: „Ich kann das noch



nicht entscheiden; der Herzog gehört zu den Ersten des Hofes; wie sollte ich ihm verbieten, neben mir zu wohnen? Ich will warten; wir haben noch Zeit.“ Und als Carvalhos Auge suchend in ihn drang, verriet er sich noch in dem Augenblick, da der Wagen zum Stehen kam: „Die junge Marquesa, des Herzogs Nichte, ist für mich nicht ganz ohne Interesse; aber wir wollen warten und sehn; ich werde nachdenken.“

Carvalho spürte zum erstenmal eine Fessel um seine Tat; während der König zitternden Schrittes die Palasttreppe betrat und im Palmenschatten verschwand, sah der Minister zurück auf die getürmten Quader, um die noch das Gestänge stand; dieser Block lag mitten in seinem Werk; es ging nicht mehr um die Avenida; es ging um seine Macht über den König und um die Freiheit seines Handelns; es ging um den Sinn des Erdbebens selbst.

\*            \*            \*

Da schien ihm, durch einen rätselhaften Zufall, das Schicksal alle seine Feinde in die Hand zu spielen; und er, der den Mächten schon allzu fest traute, gehorchte zu gut.

Auch in der Nacht zum 3. September 1758 benutzte der König seine Arbeit bei dem Minister als Vorwand, um der Liebe und der Eifersucht

der Königin zu entgehn und durch eine zartere Stimme und einen feinern, in Liebesdingen erfahrenern Arm sich trösten zu lassen über das große Unglück seines Reiches. Wie immer betrat er Carvalhos Gelaß im Schlosse, nicht des Ministers und der aufgehäuften Papiere wegen, sondern nur, um mit dem energischen und sehr lauten Befehl, ihn keinesfalls vor Tagesanbruch zu stören, die dieser Anweisung bereits gewärtigen Diener zurückzuschrecken und die Tür laut knarrend von innen zu verschließen; Carvalho, der sich für diese Stunde eilig einfand, reichte dem Monarchen die Erlasse, die dieser ebenso eilig unterschrieb; dann verließ José das Zimmer durch eine Tapetentür, die sehr viel leiser schloß als die andre, durch die er gekommen; und gleich darauf ging, nur dem Wissenden vernehmbar, ein gedämpftes Räderrollen um das Schloß.

Ob auch der König in dieser Nacht zu der jungen Marquesa Tavora fuhr, so mußte Carvalho sich doch die Abhängigkeit des Monarchen erhalten, selbst wenn sein Spiel dazu diente, José mit seinen Feinden zu verbinden; doch hatte er sich noch zu keiner der ihm vorschwebenden Unternehmungen entschieden, als ein Geheimbote des Königs in höchster Bestürzung durch die Tapetentür eintrat und den unerhörten Vorfall berichtete:

Nachdem der König, der sich an diesem Abend in einer unerklärlichen ängstlichen Besorgnis befand, nur zwei Stunden bei der jungen Marquesa zugebracht hatte, und, wie es schien, aus demselben Grunde für die Rückfahrt sich auch nicht dem eigenen Wagen, sondern dem seines Dieners Teixeira anvertraute, eben an dem Schloßbau des Herzogs von Aveiro vorübergefahren war, fielen aus nächster Nähe fünf Schüsse auf den Wagen. Drei Kugeln gingen zwischen dem Monarchen und seinem Diener hindurch; eine verwundete den König am Arm, die andere an der Hüfte. Noch hatte José, obwohl er aufs höchste erregt war, die Besonnenheit, dem Kutscher die Umkehr zu befehlen: als dieser auch schon an der nächsten Straßenbiegung einen zweiten Reitertrupp gewahrte, der mit Bestimmtheit aus Leuten des Herzogs bestand, wenn nicht aus dem Herzog und seinen Anverwandten selbst.

Tags darauf erfuhr der Hof mit erstauntem Bedauern, daß der König auf einem nächtlichen Gang zu seiner Gemahlin in der Galerie über einer Melonenschale ausgeglitten sei und sich beim Sturze erheblich verletzt habe. Und da man längst, eh' diese Nachricht bekannt gegeben wurde, den Nachhall der nächtlichen Schüsse gehört hatte, so drängten sich Hofdamen, Edelherren und aus-

ländische Diplomaten in getäuschter Ahnungslosigkeit vor dem königlichen Zimmer.

Allein dieses war verdunkelt; niemand außer Carvalho hatte Zutritt zu dem Lager, wo, stöhnend und weinend wie ein krankes Kind, José Gebete murmelte und sich nur beruhigte, wenn er die mächtige Gestalt des Ministers neben sich fühlte. Obwohl ihn die Schüsse nur gestreift, keiner ihn getroffen hatte, so war er doch tödlich verwundet: nicht am Herzen, aber an der Seele; der Anschlag allein, ja schon der Gedanke, daß einer seiner Untertanen sich gegen ihn erhoben hatte, genügte, ihn zu zerstören.

Im Vorzimmer trafen sich Minister und Herzog; zum erstenmal sah sich dieser gezwungen, den immer ignorierten Emporkömmling anzusprechen; doch Carvalho erzählte mit spöttischer Höflichkeit die schlecht erfundene Geschichte, die alle wußten.

Drei Monate lang blieb der König verborgen, regierte der Minister wieder im Schloß; dann bemerkte der seiner Lage völlig unsicher gewordene Hochadel, daß auf Carvalhos Befehl mehrere Regimenter mit großer Eile um die Hauptstadt zusammengezogen wurden. Tags darauf standen zur selben Stunde Soldaten mit einem königlichen Haftbefehl vor dem markgräflichen Palast und

einem auf dem Lande gelegenen Schloß des Herzogs, wo dieser sich im Augenblick aufhielt; und obwohl die Verhaftung den Privilegien der dem Königshause verwandten Familien auf das schroffste widersprach, mußten diese sich, wenn auch spöttisch und in der Gewißheit eines rasch erfolgenden Gnadenerlasses, fügen; die alte Marquesa bestieg, kaum bekleidet, so wie man sie aus dem Schlafe geweckt, unter dem Hohn des Volkes den Wagen; ihr folgten der alte Marques, ihre beiden Söhne, die Diener ins Gefängnis, während die junge Marquesa aus besonderer königlicher Huld nur in ein Kloster verwiesen wurde.

Zugleich erfolgte die Verhaftung der einflußreichsten Jesuiten der Hauptstadt, die um so mehr von dieser Maßregel überrascht waren, als sie bisher des vertrautesten Umgangs der königlichen Familie genossen hatten. Und umfassend, wie am Tage der großen Katastrophe, handelte der Diktator auch jetzt: man erfuhr mit allen diesen Schreckensnachrichten, daß die Ausgänge und Zugänge der Stadt gesperrt; daß selbst den Schiffen die Aus- und Einfahrt verboten und neue Truppenmassen im Anmarsch waren. Nun, nachdem es nur einem einzigen Diener des Herzogs gelungen war, zu entfliehn, und auf dessen Kopf ein hoher

Preis gesetzt ward, bezichtigte Carvalho die Familie des Herzogs des Mordversuchs an der geheiligten Person des Königs; die Jesuiten der Mitwisserschaft.

Ein bedeutungsvolles Dokument, die noch zu Carvalhos Lebzeiten erneut aufgenommene Untersuchung, die Betrachtung der Verhältnisse und Beziehungen zwischen den einzelnen Mächten, machen es im höchsten Maße wahrscheinlich, daß in jener unglücklichen Nacht der stolze Herzog in der Tat nur einen Schimpf rächen gewollt, der ihm von Teixeira, des Königs Diener, angetan worden war; daß er auf Teixeira allein seine Waffe gerichtet hatte, nicht auf den König, und nur durch die unselige Vertauschung des Wagens in den Verdacht eines Attentats geraten war.

Jedoch die Folter entpreßte ihm ein Geständnis; Briefe von seiner und der Jesuiten Hand, in denen auf eine unbestimmte Weise von einer großen Unternehmung die Rede war, stützten die Anklage; und ob es auch nicht verborgen blieb, daß Carvalho selbst seinen Feind in dem schmutzigen, stinkenden Gefängnis im Tiergarten, das bisher den Tigern als Zwinger gedient, vergeblich mit laut schallender Stimme bedroht und zu einem umfassenden Schuldbekenntnis aufgefordert hatte: so erkannten doch endlich die Rich-

ter auf das vom Minister eigenhändig geschriebene Urteil.

Man glaubte Carvalhos Behauptung, daß es die Absicht der Verschworenen gewesen sei, erst den König beiseite zu schaffen, um dann ihn, den Minister, um so sicherer zu treffen; ja es erregte auch keinen Widerspruch, daß die erforderlichen zwölf Vota nur von sechs Richtern geführt wurden, unter denen zwei zusammen acht Stimmen abgaben, da sie Beisitzer von vier verschiedenen Ratskollegien waren: das solchermaßen gefällte Urteil lautete für die Familien Aveiro und Tavora und ihre Bedienten auf Tod; für die Jesuiten auf schwere Kerkerhaft und Verbannung.

Zum erstenmal sollten nicht nur die höchsten Standespersonen gerichtet, es sollte zugleich das Rad angewendet werden, das man in Portugal noch nicht kannte; alle Titel, Namen und Privilegien der beiden verwandten Familien waren verurteilt, mit dem Tod ihrer Häupter zu erlöschen; der neue Schloßbau des Herzogs aber sollte niedergerissen und die Erde mit Salz bestreut werden, so daß niemand mehr wage, auf ihr zu bauen.

Ehe Volk und Verurteilte das Furchtbare noch faßten, zimmerten schon die Soldaten des Dik-

tators nächtlich am Blutgerüst; und als die Sonne gerade an die weißen Zacken und Spitzen des Klosters von Bêlem rührte und die Wand, hinter der die großen Könige schlafen, noch kalt und feucht war von der Nacht und dem Dunste des Meeres, rasselten auch die Wagen der Unglücklichen durch die Menge. Nicht der Anblick der Mordwerkzeuge, die das Volk verstummen ließen; und nicht das Gefühl, daß die eben das Gerüst Besteigenden des Verbrechens nicht schuldig waren, dessentwegen man sie richtete: es war die Erkenntnis einer allzu mächtigen Gegnerschaft, die den Diktator erschütterte. Die nicht mehr zu handeln, nicht mehr zu schaffen wußten, sie wußten dennoch zu sterben.

Denn die alte Marquesa, eine noch immer schöne Frau, beschritt in demselben schlechten, vom Gefängnis beschmutzten Kleide, in dem man sie verhaftet, die flüchtig gezimmerten Stufen; sie übersah ruhigen Blicks die Räder und Messer, über die das Blut ihres Gatten und ihrer Söhne stürzen mußte, und wies den Beichtvater, der sie stützen wollte, so höflich und lächelnd ab, wie einen sich verneigenden Tänzer am Arm eines andern. Ohne mit ihren Augen das Volk zu suchen oder die hochragende Gestalt des Ministers zu gewahren, setzte sie sich auf den



Richtstuhl; als aber der Henker das zerschlissene Kleid aufheben wollte, um ihre Füße zu binden, zwang sie ihn mit einem einzigen Blick in die Knie: „Welche Freiheit nimmst du dir? Berühre mich nicht!“

Doch wie der plumpe und rohe Mann, zum erstenmal, die Verurteilte um Vergebung bat für das, was zu tun seines Amtes war, zog sie einen Ring vom Finger und reichte ihn hin: ebenso verhaltenen Gefühls, wie sie einstmals das Liebeszeichen ihres Gatten empfangen haben mochte, verlobte sie sich dem Tod. Das Volk sah weg, wie das weit geschwungene Schwert blitzte in der von Strom und Meer durchhellten Luft, als wolle es der Stolzen eine letzte Scham ersparen; doch der Minister ging, eh noch die Stimme des alten Marques, der seine Unschuld beteuern wollte vorm Tod, vom Henker erstickt ward; und eh der wilde Schrei des Herzogs, dessen Glieder das Rad zerbrach, von der weißen Mauer des Klosters zurückschlug gegen das Meer.

Denn als das Schwert zuckte, erinnerte sich Carvalho des Dokumentes, in dem der Herzog, unmittelbar nach der Folter, alle seine Geständnisse widerrufen hatte: die plötzlich erwachte Sorge konnte es ihm nicht vergeben, daß er das Papier nicht verbrannt; er eilte in sein Gelaß;

er durchwühlte die Akten; er sah nicht, wie draußen der strahlende Tag erlosch und die großen Stunden seiner Pflicht enttäuscht hinabstiegen, weil er sie mit kleiner Arbeit füllte; das Dokument war verschwunden.

Als er den Saal des Königs betrat, bemerkte er, wie die Diener bebten, die Hofleute erblaßten; José lag weinend am Fenster und blickte hinüber auf die neue Stadt. Beim Kloster erlosch die Flamme, die Gerüst, Werkzeuge und Leichname verzehrt hatte; der Henker kehrte die Asche ins Meer. Unten wühlten die Bauknechte schon in den Fundamenten des herzoglichen Schloßbaus; die ersten Blöcke rollten hinab, und der freie Straßenzug von Bêlem nach der Hauptstadt zeigte sich zum erstenmal.

Der Minister trat so nahe heran, daß der König ihn spüren mußte: „Morgen errichtet man das Denkmal im Schloßhof.“ Aber José schüttelte mit dem Kopf: „Das ist Lissabon nicht mehr; das ist eine sehr schöne und fremde Stadt. Ich bin dort allein; ich habe keinen, der sie mit mir bewohnt.“ Und unberührt von dem Blick des Gewaltigen klagte er fort: „Seit der Herzog mich betrog, kann ich keinem Menschen mehr glauben. Er hatte mein eigenes Blut in den Adern; und mein eigenes Blut hat nach mir geschossen, wie

man nach einem Hunde schießt auf der Straße.“ Und wieder stützte der unheilbar Verwundete den Kopf in die Hände; sein Körper zitterte; er schluchzte so laut, daß es die Hofleute an der Saaltür hörten und die Diener im Vorzimmer. Blaß und machtlos stand der Diktator neben dem grauhaarigen Kind, das sich nicht zu fassen wußte in seinem unsinnigen grundlosen Schmerz. Es war, als weinte das ganze tödlich getroffene, nie mehr genesende Land.

Die Nacht legte sich schon unter die Palmen, als der Minister den Palast verließ. Zum erstenmal hatte er Zeit. Er sah fern die aufblitzenden Lichter seiner Werkstatt; es kam kein Zweifel am Werk in ihm auf; aber es drängte ihn nicht zu ihm hin. Da, als er dem Meere sich näherte, bemerkte er wieder die zuckenden Feuer im Nebel, die seit der Katastrophe nicht mehr geflammt. In kochendem Zorne eilte er darauf zu; doch Agosto, der Schuster, der sich an jenem Abend vor ihm zitternd in die Asche gebeugt und ihm den verhaßten, phantastischen Namen gegeben hatte, sah ihn kommen.

„Die neue Stadt ist die Stadt des Teufels; auch der König will sie nicht bewohnen; es ist Babylon, nicht Jerusalem. Aber vom Meer wird der wahre Sebastian kommen; er wird diese Stadt

zerschlagen; und das alte große Reich kehrt zurück.“

Das Meer bebte kaum spürbar; und der Nebel einer unsäglichen Sehnsucht fiel über das Feuer und das verschwimmende Bild der neuen Stadt; unten im Grunde rollte es zögernd. Da hörte der Mächtige wieder, nur leise erschüttert wie die Erde, den unterirdischen Wagen der Zerstörung und des Glücks; aber das Gefährt der Tiefe war nicht mehr im Kommen; es ging für immer.

ABSCHIED

—



## ABSCHIED

*U*nd so wäre alles dahin? Und das letzte Wort über Portugal wäre gesagt, und wir sind im deutschen Herbst: in einer langen Regenzeit brach sich das Licht. Da es nun wiederkehrt, liegt es nicht mehr hart und hell auf den Dingen: es ist in allen Fernen und Tiefen zerstreut; es hüllt Bäume, Früchte und Berge in goldenen Wolken ein; und Schatten und Bedeutung sind mehr als Konturen und Gewicht. Jetzt erst, unter dem zarteren, ausgeweinten Himmel leuchten die Äpfel im Laub; und die Dahlien, die noch fremd im Sommer standen wie Räder griechischen Feuers, das wohl leuchtet, aber nicht brennt, glänzen warm und tief wie das Leben auf seiner spätesten Höhe.

Und sie kommen noch einmal zurück im Gefolge des furchtbaren Ungetüms Schicksal: alle die Träumer, die ihr Spiel verloren. Etwas Unmögliches wollten sie alle: Emanuel und die arme Gefangene von Madrigal; und Francisco war nur in Lissabon zu Hause, weil es die Heimat unbegrenzter Wünsche ist; der Pater glaubte zu rechnen im phantastischen Reich, bis der Tod die Glocke zog zwischen den Träumen; und selbst der dicke Pastetenbäcker, der sich sein Lebtag mit Backwaren befaßt und oftmals die fettglänzenden Finger abgestrichen hatte an seinem weichen Bart, wußte nicht recht, wo er zu Hause sei: auf

*der Straße, oder im Palast, oder vielleicht überhaupt nicht ganz auf dieser Welt; dem müden Kinde José aber wurde die Heimat zerschlagen vor seinen Augen, und wengleich ihm Thron und Krone blieben: es weinte sich niemals aus über seine Verlassenheit.*

*Ehe sie noch ganz verschwinden zwischen den Erntewagen des Jahres, auf denen die Saat der künftigen Ernte schon hochgeschichtet liegt, sprechen sie noch einmal auf das eindringlichste für ihre Heimat; der Herbst am Tejo aber, ob er auch nicht so üppig ist, glänzt nicht in matteren Farben: er ist der einzige südliche Herbst, der etwas von Nebel weiß und der großen verteilten Wärme des Lichts; und rot wie die Blätter bei uns, beugen sich dort die spitzen Segel ins Meer. Sie aber werden nicht müde, für das große Vermächtnis zu eifern, das im vielhundertjährigen Herbst ihres Landes reif geworden ist: für das portugiesische Symbol.*

*Was wäre die klagende Geste und was der ins Endlose schweifende Blick: was wäre der Wahn, der den Schritt der halben Helden so unsicher machte und das Ernsteste selbst, das sie wollten, in ein leises Gelächter zieht: was wäre dieses große Versagen, wenn es nicht zum Sprecher einer Wirklichkeit würde: so wie die Schattenflecken auf Sternenhaufen die Samenwolken künftiger Systeme verraten, die noch ohne Licht an ihnen vorüberziehn? Als ein Schatten wird*



*das Metaphysische real; daß die Wünsche ins Grenzenlose gehn: dies zeigt die Herkunft aus dem Grenzenlosen an; was immer geschieht, ist Fragment, das ergänzt werden muß; im Scheitern ist eine Hoffnung und ein Zeugnis. Denn in den Unterliegenden und selbst in den Narren ist eine unendliche Größe des Wünschens, dem die Erde nicht genügt.*

*Wir freilich glauben, daß das Jenseits nicht nur erscheinen müsse als Schatten auf hellem Gestirn: daß das Nein seine einzige Form nicht ist, und nicht nur das Scheitern es bezeugt. Aber wir wissen doch keine tiefere Weisheit als die spanische Wissenschaft vom Traum, die zugleich eine deutsche Erfahrung ist. Und da sie alle träumten, so lebten sie auch; ja, es ist gewiß, daß der am tiefsten lebt, der am leidenschaftlichsten träumt.*

*So auch lebte der Minister, dessen großer Traum die Nüchternheit war; sie ist der stärkste Traum unter allen: während die Romantiker oft sich besinnen unter der Flucht der Bilder und manchmal unwillig die Hand schon erheben, um das Gespinst zu zerreißen, liegt der Nüchterne fest mit zur Wand gekehrtem Gesicht unter dem Gedröhn der Hämmer und Meißel.*

*So müssen wir freilich lächeln, wenn man uns bedeutet, daß es nicht mehr die Gestaltung der Welt gelte im Namen des Geistes, sondern die Gestaltung*

der „praktischen Wirklichkeit“; denn wir haben diese Wirklichkeit nie anders gekannt als eine willentlich erträumte Möglichkeit der Tat und wissen uns darin mit allen Zeiten eins: am tiefsten aber mit der unsrigen selbst, die in berauschter Nüchternheit hämmert an dem ungeheuern Eisengerüste ihres Traums.

Das Jenseits, für das diese armen Helden sterbend Zeugnis gaben: das dort, auf der südlichen Halbinsel an die Erde rührte und die Äcker der Fruchtbarkeit und die alten Wälder des Ruhms für immer zerstörte, steht tief in der Zeit; ja es ist in der Estremadura und in der Camargue und an der portugiesischen Felsenküste nicht so nah wie in den Lichtern von Paris; und der Schein, der abends auf die Hochhäuser und nüchternen Türme fällt, ist so verzehrend wie die Dämmerung von Avila.

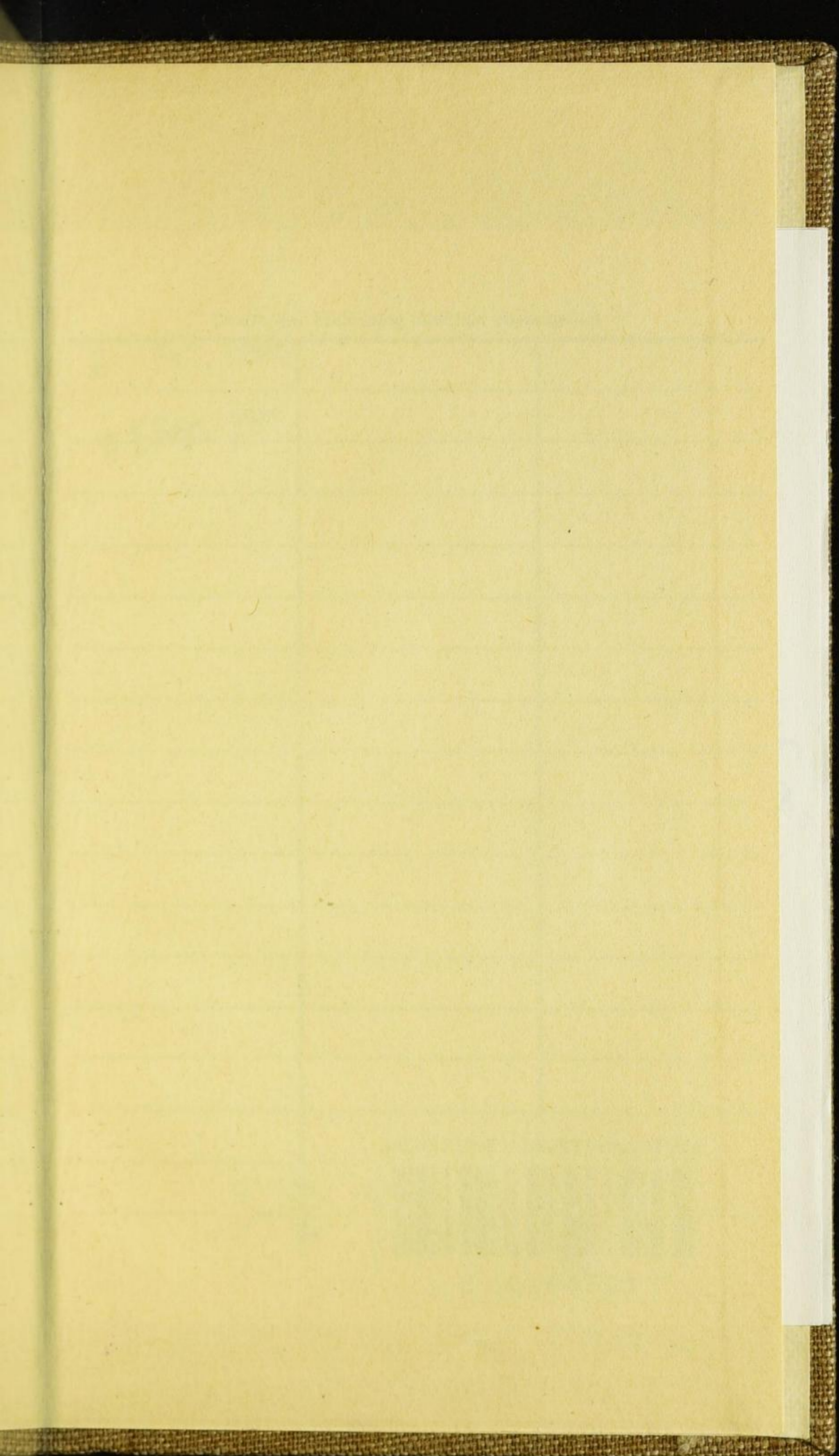
Was immer getan wird und geschieht: es muß sein Verhältnis suchen zum Grenzenlosen; und so waren jene, die von den Ufern hinunterlauschten ins Meer und endlich ihrer Stadt vergaßen und liegenblieben an den Ufern, nicht so töricht, wie es scheint. Denn der König, dem die Fackeln glänzten, war ja längst kein irdischer König mehr; und das Reich, das er bringen sollte, kein irdisches Reich: wie aber sollen wir sprechen, wenn nicht durch Zeichen; und wie sollen wir in das Ungeheuere streben, wenn nicht durch eine irdische Tat?

*Portugal gab seine Krone wieder ab; es hatte seine Rolle nur im ersten Akt; aber das Gleichnis ist ewig nur eines: der Aufgang des Fenseitigen in der Zeit.*

*So ziehen die Gestalten eilig fort in den Herbst; sie haben noch lange Straßen vor sich; es wird sie noch manche Krone verlocken; und ihre Tragödie, so scheint es, geht nicht so schnell zu Ende.*

*Wir aber werden den Abend- und Morgenschein noch auf den Dächern vieler Städte sehn: solange die Erde noch bebt; und wir noch trunken sind von Europa und von Europas mittlerem Reich.*

4



6A6353







7

Hinweise

|                      |           |
|----------------------|-----------|
| Signatur<br>6 A 6353 | Stok<br>7 |
|----------------------|-----------|

|    |            |                       |
|----|------------|-----------------------|
| RS | Bub        | AK 27.5.<br>Kū        |
|    | Titelaufn. | AKB 805<br>Kū 18.5.99 |

|    |            |       |     |
|----|------------|-------|-----|
| FK | 1 Clm. 47  | 25.5. | Kū  |
|    | 1 H. Prosa | 25.5. | Ja. |

|       |        |
|-------|--------|
| Bio K | Bild K |
|-------|--------|

---

SWK

|                |        |                  |
|----------------|--------|------------------|
| Sonderstandort | Signum | Ausleihervermerk |
|                |        |                  |

